

Besprechungen

Klaus ALPERS, *Untersuchungen zu Johannes Sardonios und seinem Kommentar zu den Progymnasmata des Aphthonios (Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft LXII)*. Braunschweig: J. Cramer Verlag 2009. 159 S. ISSN 0068-0737. ISBN 978-3-934656-27-7.

Die von Klaus Alpers vorgelegte Studie, welche er dem Hamburger Altphilologen Walther Ludwig zu dessen 80. Geburtstag widmet, liefert einen sehr wesentlichen Beitrag zu der in der Forschung immer noch viel diskutierten Frage der sogenannten „dunklen Jahrhunderte“ der byzantinischen Kulturgeschichte (Literatur und Wissenschaft) und des Zeitpunktes ihrer „Renaissance“ im 9. Jahrhundert.

Um die Herrschaft der Rhetorik in der Spätantike und in Byzanz zu begründen und durchzuhalten, wurden Lehr- und Handbücher für den praktischen Unterricht benötigt. Aphthonios, ein griechischer Rhetor aus Antiocheia, ein Bekannter, möglicherweise sogar Schüler des Libanios (11), verfaßte im 4./5. Jahrhundert ein Lehrbuch über Elemente der Rhetorik, die sogenannten Progymnasmata, die nicht nur zwei ältere Progymnasmata-Schriften aus dem Felde schlugen (12), sondern wirkungsmächtig in das Mittelalter und die frühe Neuzeit ausstrahlten. Der älteste uns erhaltene Kommentar zu den Progymnasmata des Aphthonios stammt aus der Feder eines Johannes von Sardeis („Ἰωάννου τοῦ Σάρδεων ἐξηγητικὸς εἰς τὰ Ἀφθονίου Προγυμνάσματα“ [Cod. Vat. gr. 1408, f. 1^r]) (14). Dieses ziemlich umfängliche Werk wurde erst im Jahre 1928 von Hugo Rabe ediert (Rhetores Graeci XV) und ist mit seinen 268 Teubnerseiten etwas mehr als fünfmal länger als die – in Rabes Ausgabe vom Jahre 1926 (Rhetores Graeci X) nur 51 Seiten umfassenden – Progymnasmata des Aphthonios (15). Rabe hat in seiner Praefatio das Werk des Sardonios in vieler Hinsicht eingehend behandelt; in der Widerspiegelung der damaligen Erkenntnisse nahm er jedoch an, Johannes habe lediglich einen ihm vorliegenden Kommentar, einen „vetus interpres Aphthonianus, Sardiani auctor“, ohne eigene Zutaten ausgeschrieben (46–48, 148). Somit blieb Johannes von Sardeis in der Forschung bislang nur sehr wenig beachtet (7).

Das Buch von A. bietet nun eine vorurteilsfreie, dem komplexen Thema entsprechend breiter angelegte Analyse des Kommentars des Johannes von Sardeis zu den Progymnasmata des Aphthonios. „Von den bekannten spätantiken Rhetorikkommentaren unterscheidet sich der des Sardonios ... sehr markant dadurch, daß er ... nicht nur die rhetorischen Probleme seines Autors erklärt, sondern darüber hinaus zu den rhetorischen Interpretationen einen umfassenden Sachkommentar zu den im kommentierten Text vorhandenen Realia mythologischer, biographischer, sprachlicher und naturkundlicher Art

liefert und dabei sich bemüht, auch Schriftstellerzitate, auf die bei Aphthonios nur angespielt wird, zu lokalisieren“ (51). Die nicht-rhetorischen Quellen des Johannes von Sardeis werden von A. erstmals detailliert untersucht (52): „Neues Quellenmaterial und neue Erkenntnisse lassen sich ... durchaus erschließen, wenn Bereiche der byzantinischen literarischen Betätigung ... in das Blickfeld rücken, die die Byzantinistik weitgehend der Klassischen Philologie überlassen hat“ (9–10).

Nach einem einleitenden Prolog (I.1. [9–15]) und einer grundsätzlich auf Rabes Ergebnissen basierenden Darstellung der handschriftlichen Überlieferung des Werkes (I.2. [15–16]) wird ein Kapitel der Datierung des Johannes von Sardeis gewidmet (I.3. [16–20]). Da Sardonios` Aphthonioskommentar nicht nur an sich, sondern auch für die in ihm verbreiteten Materialien von großem Interesse ist, war es dringend geboten, die Datierung des Kommentators zu präzisieren (20). Als Ergebnis eines längeren, jedoch wegen des Fehlens direkter Zeitangaben unvermeidlichen Umwegs (I.4. Exkurse; I.4.1. Euthymios und Methodios, [20–39]; I.4.2. Johannes von Sardeis [39–43]) konnte A. festhalten, daß „Johannes von Sardeis von 824 oder 825 bis 858 oder kurz davor Metropolit von Sardeis war und während dieser Periode, jedenfalls in deren Anfangsjahren, sicher während der letzten Lebenszeit des Theodoros Studites, also etwa 824/25 bis 826, und möglicherweise bis zur Wiedereinführung des Bilderkultes, von seinem Amtszit vertrieben war und in dieser Zeit möglicherweise in Konstantinopel gelebt hat. Das Jahr 858 dürfte demnach der *terminus ante quem* für die Entstehung der Schriften des Johannes von Sardeis, seines Kommentars zu den Προγυμνάσματα des Aphthonios und zu Hermogenes sowie seiner hagiographischen Werke sein“ (43); dies im Widerspruch zu dem Artikel in *PmbZ* II 327 (Nr. 3200), wo für ein frühes Ableben des Johannes plädiert wird (vgl. 43, Anm. 141).

Der Kern des Buches wird nach einem einführenden Abschnitt über die Quellenbenutzung im Aphthonioskommentar (II.1.1. [43–52]) einer gründlichen Analyse der nicht-rhetorischen Quellen des Johannes von Sardeis gewidmet (II.2. [53–148]): II.2.1 Homer und Homerscholien (53–72); II.2.2 Hesiod (72–73); II.2.3 Aristophanes und Aristophanesscholien, Ps.-Nonnos (73–86); II.2.4 Thukydides und Thukydidesscholien (87–99); II.2.5 Demosthenes (100–108); II.2.6 Isokrates (108–114); II.2.7 Diodor und Appian (114–116); II.2.8 Ailios Aristeides, Libanios (117–118); II.2.9. Verschiedene Quellen: II.2.9.a. Palaiphatos (118–120); II.2.9.b. *lexicon tacticum* (121–122); II.2.9.c. Johannes Lydos (Mondphasen), Plutarch (123–125); II.2.9.d. Vereinzelt, Unsicheres und Unklares (126–127); II.2.9.e. König Philipps Ermordung (127–129); II.2.9.f. Ein gelehrtes Zitatennest (130–134); II.2.9.g. Ein Menandervers (134–135); II.2.9.h. Lexika, Etymologika (136–148). Die hier vorgelegte Untersuchung zeigt nun, daß Johannes nicht nur zur Erklärung der schwierigen rhetorisch-fachlichen Probleme eine Reihe einschlägiger Handbücher herangezogen

hat; er hat darüber hinaus besonders für die sachliche, historische und sprachliche Erläuterung eine große Fülle von zum Teil sehr umfangreichen antiken und spätantiken Quellenautoren intensiv durchgearbeitet und exzerpiert, wodurch er eine nicht nur für seine Zeit ganz außergewöhnliche selbständige philologische Leistung erbracht hat (52). Die oben erwähnte Hypothese von Hugo Rabe – Johannes von Sardeis als unselbständiger Benützer eines ihm vorliegenden Kommentars zu Aphthonios – wird also durch die von A. durchgeführte Analyse der Quellenbestandteile eindeutig widerlegt. „Mit Überraschung kann man konstatieren, daß Sardianos nicht nur ein sehr gelehrter und weit belesener Mann, sondern auch ein methodisch bewußt vorgehender Philologe war“ (49).

„Die Qualität und Menge der von Sardianos benutzten Codices setzt exquisite Büchersammlungen voraus, die er nach allem, was wir wissen, nur in Konstantinopel finden konnte“ (150). Mehrere der von ihm studierten Handschriften antiker Autoren waren bereits mit den uns bekannten Scholien ausgestattet (49 *et passim*). Die Beobachtungen, die sich anhand jener Texte machen lassen, die er aus den von ihm gelesenen Codices mitteilt, sind nicht nur für die Geistes- und Kulturgeschichte der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von großer Bedeutung, sondern liefern auch für die Überlieferungsgeschichte zentraler klassischer Autoren wesentliche Erkenntnisse (52, 150). Etwa haben die von A. vorgelegten Stellen gezeigt, daß Johannes von Sardeis Handschriften der Ilias und der Odyssee, die einen mit Scholien verbundenen Homertext boten, benutzt hat (II.2.1.) und daß „die Iliasscholien, die er seinem Aphthonioskommentar einverleibt hat, ausnahmslos zur Klasse der sogenannten D-Scholien gehören“ (69). Von allergrößter Bedeutung ist das Testimonium des Metropolitens von Sardeis für die Textgeschichte des Thukydides (II.2.4.), dessen ausgezeichnete Kenner er war (95). „Dadurch wird die Existenz der gelehrten byzantinischen Ausgabe datiert, die den Text mit dem überlieferten Randscholienkorpus ausstattete, das aus einem vom Text unabhängig tradierten spätantiken Hypomnema entnommen wurde und außerdem die wahrscheinlich zusammen mit dem Hypomnema überlieferte Markellinosvita (vielleicht auch mit der anonymen Vita) hinzugefügt hat“ (96). Die Zitierweise der Demosthenesstellen (II.2.5), mit der die Reden des Corpus Demosthenicum 4, 6 und 8 (unserer Ausgaben) als Philippische Reden 4, 6 und 8 zitiert werden (Sardianos 49,8–12; 73,20–24 und 211,20–22 [103–105]), zeigt wiederum, daß Johannes von Sardeis eine Demostheneshandschrift benutzte, in der die genannten Reden innerhalb der – bereits in der Antike belegten (vgl. z. B. Didymos, Harpokration) – Gruppe der „Λόγοι Φιλίππικοί“ in dieser Reihenfolge standen (107) (vgl. dazu e.g. den Cod. Paris. gr. 2935, f.1^r, oder den Cod. Marc. gr. 416, f. 12^v)¹.

Die Ergebnisse A.s ausführlicher Analyse des Aphthonioskommentars werden in einem Epilog zusammengefaßt (III. [148–151]). Wertvolle Bemerkungen des Autors, ergänzende Informationen und zahlreiche, mit hochgelehrter Kritik for-

mulierte Auswertungen der zu einzelnen Fragen zitierten Literatur enthalten die Anmerkungen, so etwa eine sichere Datierung der Blätter mit dem Aphthonioskommentar des Johannes von Sardeis im Cod. Coisl. 387 (dem ältesten Textträger) ins 10. Jahrhundert durch Dieter Harlfinger (18, Anm. 42), während Robert Devreesse in seinem Katalog für diesen aus fünf älteren Handschriften (bzw. Handschriftenteilen) zusammengestellten Codex nur eine Gesamtdatierung „X^e–XI^e s.“ bietet. – In einem Anhang wird schließlich anlässlich eines vor einigen Jahren erschienenen Aufsatzes von Anthony Kaldellis der Ὀνοματολόγος des Hesychios Illustrios und die Epitome daraus (Suid. τ 84) behandelt (IV. [151–158]).

Die von Klaus Alpers vorgelegten ausgezeichneten, bibliographisch reich dokumentierten „Untersuchungen zu Johannes Sardianos und seinem Kommentar zu den Progymnasmata des Aphthonios“ verdienen – wie dies bereits im Vorwort von Joachim Klein, dem Präsidenten der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, anklingt (7–8) – ohne jeden Zweifel das Interesse der fachnahen (aber auch der fachfremden) Leser.

Jana Grusková

Clemena ANTONOVA, *Space, Time, and Presence in the Icon: Seeing the World with the Eyes of God*. Farnham – Burlington: Ashgate 2010. XII + 193 p. ISBN 978-0-7546-6798-8.

Clemena Antonova's study on icon art penetrates the depths of philosophy of aesthetics, pursuing an answer to the question of what makes a visual image an icon. The main objective is to take an initial step towards the working out of the categories that describe icon art on its own terms. Even though the author admits at the end of her work that she has reached only the beginning of a road, she nevertheless can take justified pride in having accomplished a Herculean task. This can be said as the potential of the three categories, time, space, and presence, that she puts forward as the candidates by means of which reading icons "on their own terms", is compared with the prevailing practice of defining icons by terms of Western art, i.e. what icons are *not*. In his preface to A.'s book Martin Kemp makes a strong point that a fresh start is needed. It is hoped that this study with its new approach would invite new interpretative responses.

The book consists of an introduction, four chapters, a conclusion and a sample analysis. At the end there is a glossary of the terms employed in the study: Icon, Prototype, Symbol, Reverse perspective, Reverse time, Presence, Homoousios-Homoiousios, Form (morphe and character), Concept of simultaneity. This excellent glossary is a display of what the work is all about.

The titles of the four chapters outline the study: 1. The Role of Time in the Pictorial Art, 2. On Reverse Perspective – a Critical Reading, 3. Registering Presence in the Eastern Orthodox Icon, 4. "Seeing the World with the Eyes of God": An Alternative Explanation of "Reverse Perspective". Besides the general conclusion at the end of the study, each chapter has a conclusion of its own. These surveys, presenting the main points discussed in the chapters, help the reader to follow the connecting thought throughout the volume.

¹ Diese Angaben konnten anhand des im Rahmen eines Projekts zur ältesten Textüberlieferung des Corpus Demosthenicum (von der Antike bis zum 11. Jh.) zur Verfügung stehenden Materials überprüft werden. Besagtes Projekt (FWF-P 20049-G02) wird unter der Leitung von Otto Kresten am Institut für Byzanzforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften durchgeführt.

The author discusses with great sophistication an impressive number of philosophers and their works, thoughts and influence on aesthetics. Beginning with Plato and Aristotle, the list encompasses such Western thinkers as Augustine, Thomas Aquinas, Kant, Hegel, Schopenhauer and Einstein. It is remarkable, however, that the discussion does not take place only in a Western context, but largely in the light of Russian religious philosophy and interpretative tradition, including contemporary scholars, like Viktor Bychkov. By building her thesis on the pioneering work of Pavel Florensky (1882–1937), the author successfully brings together the contribution of Russian and Western thinkers.

The aim is to identify a decisive factor that justifies a unified conception of icon art. The attempt is based on the following observation: "It is the pronounced persistence of a certain principle concerning the organization of pictorial space and, by implication, of time in a large group of paintings over a long period. This spatial formula has been commonly referred to as 'reverse perspective'." The author uses the term "reverse perspective" in inverted commas to emphasize her belief "that the commonly accepted view is conceptually flawed and does not explain the principle at the heart of the phenomenon under our attention." As there is no convincing theory of "reverse perspective", she develops one. Indeed, the book is a most exciting instance of a philosophical deduction. It is left to the reader to make judgments about the questions at hand. The author explains clearly and carefully her presuppositions and arguments. Thus the reader is well equipped to consider the alternative explanation of the phenomenon of "reverse perspective", whose hypothesis is formulated as follows: "The simultaneous representation of different planes of the iconic image, i.e. what we called 'simultaneous planes', is linked to the theological doctrine of a God, who is timelessly eternal, i.e. exists simultaneously and is not subject to spatial location." The book's subtitle, "Seeing the World with the Eyes of God", succinctly puts into words what the hypothesis suggests.

Provided that this hypothesis is true, one of the conclusions, according to the author, would be that the temporal component acts as a major organizing principle in the pictorial space of icon art. This is a radical claim, but the reasoning is substantiated throughout the work. The reader benefits greatly from the examination of the question of time, especially, because in Western scholarship pictorial time remains insufficiently studied. A further conclusion reached is the notion of the sacred image as a container of presence. Provided that the hypothesis is true, the connection between the theological doctrine of timeless eternity and the pictorial space of the icon would be confirmed. The discussion of the problem of the presence in the icon is related both to the cult of images in the Eastern Orthodox world and in the West and to the relationship between icon and relic, between prototype and image, between word and image.

In this context, Byzantine theology of the image is treated (82–90). The author presents carefully both Iconoclastic argumentation and Iconophile positions. The conclusion that the theology of the image seems to have failed in its assigned aim, i.e., to produce a clear conceptual proof of the existence of the relationship between image and prototype, is well founded. The claim of Hegel that the Iconoclast Controversy was essentially about the *possibility of representing the divine* is recalled with emphasis. Thus the main theoretical problem for

both Iconoclastic and Iconophile writers was that of the image of God rather than of images in general.

Considering the Western scholarship of aesthetics, one of the implications of the discussion of presence in the icon the study suggests is of fundamental importance. If we can no longer assume that the disinterested aesthetic experience, which since Immanuel Kant has been one of the most deeply embedded notions in the Western philosophy of aesthetics, is an adequate criterion for the analysis of icon art, then the principles of visuality, implied by Kantian aesthetics, are placed in question. Although the work is "a beginning of a road", its conclusions are convincing in many respects. This book is an essential contribution to the understanding of icons as sacred objects, of icon art and Byzantine aesthetics. It provides abundant information about a wide and barely explored field of Eastern Orthodox aesthetics. The book demands, in addition to an at least basic study of the philosophy of Western aesthetics, extraordinarily concentrated study, but this investment rewards the reader many times over; in sum the book is a great delight.

Leena Mari Peltomaa

Sultan Mehmet II. Eroberer Konstantinopels – Patron der Künste. Herausgegeben von Neslihan ASUTAY-EFFENBERGER und Ulrich REHM. Köln – Weimar – Wien: Böhlau Verlag 2009. 227 S. ISBN 978-3-412-20255-2.

Der eher schmale, aber sehr inhaltsreiche Band ist dem renommierten Berliner Kunsthistoriker und verdienstvollen Direktor des Bodemuseums, seiner Skulpturensammlung und des ihm zugehörigen Museums für byzantinische Kunst, Arne Effenberger, gewidmet und basiert auf Beiträgen zu einem Kolloquium, das anlässlich seiner Verabschiedung in den Ruhestand veranstaltet wurde. Beteiligt sind neben den Herausgebern weitere acht Kunsthistoriker, Orientalisten und Byzantinisten wissenschaftlicher Einrichtungen aus dem In- und Ausland, die sich von verschiedenen Seiten her und aus unterschiedlichem Blickwinkel mit der Person des Osmanensultans Mehmet II. und seiner Zeit beschäftigen und sich um eine kritische Würdigung seiner Leistungen bemühen.

Grundlage ihrer Analysen sind literarische, künstlerische und Sachzeugnisse ganz verschiedener Herkunft. D.R. Reinsch (Berlin) (15–30) macht die unterschiedliche Sicht der byzantinischen Halosis-Historiker auf den Osmanenherrscher fest an der Titulatur, die sie für ihn benutzen und die oszilliert zwischen Usurpator/Tyrannos (Dukas), der Sammelbezeichnung basileus für König bzw. Kaiser (Chalkokondyles), den türkischen Benennungen Emir und Großherr (Sphrantzes) und den klassischen byzantinischen Herrscherbezeichnungen Basileus und Autokrator, auch mit den Überhöhungen megas bzw. megistos (Kritobulos), und schon das indiziert die Absichten des Autors der dem Sultan persönlich gewidmeten „Zehn Bücher Geschichte“, der als einziger neben dem Militär und Machtpolitiker Mehmed auch den politischen Planer und Patron der Künste und Wissenschaften zeigt (27). P. Schreiner (Köln) (31–40) geht in seinem Beitrag darauf ein, daß die historiographische Tradition der Byzantiner nach dem Ende der

staatlichen Funktion des Kaisertums vom postbyzantinischen Patriarchat auf bescheidener Ebene weitergeführt und dem chronologischen Ordnungsprinzip der neuen (osmanischen) Herrscher angepaßt wird (34f.). Er gibt einen Überblick über das bisher publizierte historiographische Material, verweist besonders auf eine Gruppe von Chroniken, die erst teilweise ausgewertet und eingeordnet worden sind, und führt ganz neu ein chronographisches Compendium aus einer Pariser Handschrift in die Diskussion ein. Eine vergleichende Lesung der Texte zeigt, daß das Bild Mehmeds in dieser christlichen Geschichtsschreibung in nahezu jeder Hinsicht ähnlich wie bei Kritobulos außerordentlich positiv ist, und seine Liebe „nicht nur für die Weisen aus seinem Volk, sondern auch aus unserem“ (griechischen [36]) hervorgehoben wird, was den Verf. zu dem Schluß führt, „daß die Voraussetzungen für die Weiterführung einer christlichen Kultur im osmanischen Reich in hohem Umfang der Persönlichkeit Mehmeds zu verdanken sind“ (37).

G. Prinzing (Mainz) (59–75), der sich schon längere Zeit mit einer Neuedition der „Geschicht von der Turkey“ des Georg von Nürnberg beschäftigt, stellt fest, daß der deutsche Geschützgießer in Mehmeds Diensten trotz einer gewissen Begrenztheit seines Blickwinkels ein höchst bemerkenswertes Bild des Osmanensultans zeichnet, das zwar wenig differenziert und vorwiegend negativ geprägt ist, aber doch andeutet, daß sich der türkische Kriegsherr die Beschäftigung eines in Gefangenschaft geratenen ausländischen Spezialisten etwas kosten ließ und daß er ihm schließlich sogar die Ausspähung eines möglichen Kriegsgegners anvertraute.

Ö. Bakirer (Ankara) (41–57) breitet anhand der großen Stiftungs- bzw. Gründungsurkunde (vakfiye) Mehmeds und ihrer verschiedenen Varianten/Ergänzungen ein umfangreiches und ganz konkretes Belegmaterial aus erster Hand für die großen Leistungen des Sultans zur Wiederbelebung und Urbanisierung seiner Hauptstadt aus, das bis hin zur Größe und zum Aussehen der Häuser geht und ihn damit auch zum Patron der Architektur macht (47), und sie leitet damit über zu den kunsthistorischen Arbeiten des Bandes.

H. Günther (Zürich) (93–138), baut in einem fundamentalen Beitrag seine schon monographisch formulierte Absicht¹ weiter aus, die osmanische Architektur in die Beschreibung der Renaissance einzubeziehen und es durch diese Ausweitung des Blickfeldes möglich zu machen, zwei selbständige Formen der Antike-Rezeption zu vergleichen und ihre besonderen Züge herauszuarbeiten. Auf eine Benennung und Bewertung der zahlreichen kunsthistorischen Details muß hier aus Raumgründen und Wissensdefiziten verzichtet werden. Wesentlich ist für den Autor, daß die türkische Renaissance die von ihr vorgefundene Antike nicht erreichen, sondern übertreffen wollte. Die Hagia Sophia war für Mehmed und seine Architekten das große Vorbild, zugleich suchte er aber auch trotz militärischer Konfrontation kulturellen Anschluß an die prosperierenden italienischen Staaten. Daß ihm der Antikeforscher Ciriaco d'Ancona mit seiner einzigartigen Bauaufnahme der byzantinischen Hauptkirche Vorstudien für sein eigenes Bauprogramm lieferte, scheint durch die gesicherten Daten von dessen letzten Lebensjahren und Todesdatum al-

lerdings unmöglich zu sein.² Vermißt habe ich in diesem Zusammenhang dagegen die Geschichte des Freigelassenen Sinan, Sohn eines (orthodoxen) Christen, der als Baumeister von Mehmed den Auftrag zur Errichtung der Fatih Camii, seiner Prestigemoschee, erhielt und für seine Tätigkeit mit einer Kirche und einem Grundstück zum Bau einer Moschee und von zahlreichen Läden belohnt wurde. Trotz origineller Lösung seiner Aufgabe wurde er wegen der Unzufriedenheit seines Auftraggebers mit der Höhe der Kuppel und/oder der Verwendung von antiken Säulen, also wohl deshalb, weil er hinter den byzantinischen Vorbildern und Vorgaben des Osmanenherrschers zurückblieb, von seiner Aufgabe entbunden und sogar hingerichtet, während seine im christlichen Glauben verbliebenen Kinder vermutlich die Kirche mit dem dazu gehörigen Grundbesitz behalten konnten.³

J. Meyer zur Capellen (München) (139–160) entwickelt seinen Beitrag über Gentile Bellini am Hofe Mehmeds II. auf dem Hintergrund des Verhältnisses zwischen einer venezianischen, d.h. in spezifischer Weise westlichen, und einer islamischen Kunstauffassung. Der Osmanensultan, der für bildkünstlerische Erzeugnisse aus beiden Bereichen offen war (141), holte zwei Jahre vor seinem Tod den bekannten Portraitmaler Bellini an seinen Hof und ließ sich von ihm in einem repräsentativen Herrscherbild verewigen, ermöglichte ihm vor Ort nicht nur die Bekanntschaft mit islamischen Künstlern und ihren Werken, sondern gab ihm augenscheinlich auch Raum zu eigenem künstlerischen Experimentieren. Der Gnadenbrief mit der Verleihung des Titels eines *miles auroatus* und *comes palatinus*, den er bei seiner Entlassung erhielt, scheint mir nicht nur die Verhältnisse am Osmanischen Hof zu reflektieren, sondern auch westliche Rechtsformen zu imitieren und zu usurpieren. Er folgt damit einem Vorgehen der letzten byzantinischen Kaiser, die ebenfalls westliche Rechtsinhalte in byzantinischer Urkundenform verpackten und damit *auctoritate imperiali* wie ihr Amtsbruder auf dem westlichen Kaiserthron agierten.⁴ U. Rehm (Bochum) (161–176) weist in seinem Beitrag über westliche Reaktionen auf die Eroberung Konstantinopels im Bild nach, daß die wohl bekannteste Darstellung des Kampfgeschehens, eine Miniatur zur „Voyage d'Outremer“ des Bertrand de la Broquière, entgegen bisherigen Beurteilungen nicht das Produkt bloß romantischen Fabulierens ist, sondern ganz ungewöhnliche Informationen über das Kampfgeschehen um Konstantinopel liefert, unter bewusstem Verzicht auf die Darstellung der Eroberung selbst, denn sie ist gedacht als ein Bildapell Herzog Philipps des Guten von Burgund mit dem Ziel, die Eroberung selbst ungeschehen zu machen und den politischen Zustand quo ante durch einen Kreuzzug wieder herzustellen (170f.).

Die Eroberung selbst und speziell die Belagerungstechnik des Eroberers ist Gegenstand der beiden letzten Beiträge des Bandes. Nach Überzeugung von M. Greenhalgh (Canberra) (177–210) waren die Wurfgeschöß-Waffen, d.h. besonders

¹ Was ist Renaissance? Eine Charakteristik der Architektur zu Beginn der Neuzeit. Darmstadt 2009, 67ff.

² Dazu zuletzt M. PHILIPIDES, Mehmed II the Conqueror. Tempe, Arizona 2007, 12f.

³ Vgl. S. YERASIMOS, La fondation de Constantinople et de Sainte-Sophie. Paris 1990, 34, 145ff., mit S. FAROQHI, Kultur und Alltag im Osmanischen Reich. München 1995, 146f.

⁴ Vgl. S. KOLDITZ, Das byzantinische Kaisertum auf dem Konzil von Ferrara-Florenz. (Diss.) Leipzig 2009, 407f.

die großen Steinschleudern mit Gegengewicht, die „wahren Arbeits-Pferde der Belagerung“, deren Bedarf an Kugeln aus Marmor (und Granit) so groß war, daß sich von daher das auffällige Fehlen des altertümlichen Baubestandes nicht nur im Großraum um die Stadt erklären könnte, denn die Nutzung des herumliegenden Materials durch die Militärtechniker war für sie praktischer und für gewöhnlich auch billiger als sein Abbau in Steinbrüchen (180). Die breitangelegte Untersuchung ist sehr originell und interessant, muß aber (quellenbedingt) nach seinem eigenen Bekunden mehr Fragen stellen, als sie Antworten zu bieten hat (195). Dafür kann N. Asutay-Effenberger (Berlin) (211–225) endlich das schon lange währende Rätselraten um die Person des wichtigsten Kanonengießers Mehmeds beenden und durch Bezug auf seine schon zitierte Stiftungsurkunde die kaum noch erhoffte Rätsellösung präsentieren, derzufolge Urban aus der Stadt Asprokastron/ Moncastro (rumänisch Cetatea Albă) stammte. Und damit nicht genug, informiert die gleiche Urkunde auch noch darüber, daß dem Kanonenmeister in der eroberten Stadt für seine Dienste erhebliche Eigentumsrechte übertragen wurden und sogar ein ganzes Quartier seinen Namen erhielt. Gestorben ist er wahrscheinlich bereits vor 1472, denn in der um dieses Jahr herum datierten Urkunde wird eine Tochter (ohne Namenangabe?) als Erbin benannt (211f.). Mit Hilfe von *in situ* gefundenen Geschützkugeln und eigenen Berechnungen gelingt es der Autorin auch, Ordnung in die von den zeitgenössischen Historikern überlieferten unvollständigen und widersprüchlichen technischen Angaben zu bringen. Speziell mit Bezug auf die Informationen von Nicolò Barbaro ist nachzuweisen, daß kurz vor der Eroberung außer der berühmten Riesenkanone Urbans und einer weiteren Riesenkanone auch noch einige kleinere vor dem Romanos-Tor aufgestellt waren und in das finale Kampfgeschehen eingegriffen haben (219).

In Aufnahme und Erweiterung der beeindruckenden Einzelergebnisse des Konferenzbandes stellen die Herausgeber schon in ihrer Einleitung fest, daß Mehmed II. in jedem Fall ein den eigenen Ansprüchen nach humanistisch gebildeter Renaissancefürst gewesen ist, der darauf hinarbeitete, einen modernen, multikulturell ausgerichteten Staat, ein religiös tolerantes Weltreich zu schaffen (12, 8).

Eine solche Gesamtansicht auf den Osmanenherrscher und seine Zeit ist nicht ganz neu, und neu sind auch nicht die Einwände der Skeptiker, und sie resultieren nicht zuletzt aus einer unterschiedlichen Gewichtung und Bewertung des vorhandenen Quellenmaterials. Die Frage nach den Quellen des Persönlichkeitsbildes von Mehmed II. beantwortet der als Papst den Namen Pius II. führende bedeutende Humanist Enea Silvio Piccolomini für sich selbst und wohl auch für andere Vertreter des italienischen Renaissance-Humanismus, es seien Leute gewesen, die mit dem Sultan einige Zeit Umgang hatten. Die von ihm stammende *descriptio personae* bezieht ihr konkretes Material der Forschung zufolge sehr wahrscheinlich von dem auf der venezianischen Besitzung Euboia geborenen Italo-Griechen Nikolaos Sagundinos, der in der zweiten Hälfte des 15. Jh. eine vielseitige Karriere als Kopist, Übersetzer, Beamter, Diplomat und Sachverständiger besonders in venezianischen und päpstlichen Diensten absolvierte.⁵ Ande-

re Gewährsleute unterschiedlicher Herkunft und Profession werden in den vorliegenden Beiträgen immer wieder benannt und beschrieben. Nicht nur, aber doch ganz wesentlich von ihnen stammen z.B. die Nachrichten, daß Mehmed, der sich mit der Eroberung von Konstantinopel von der türkischen Tradition des Grenzkriegertums abwandte und als neuer imperialer Herrscher am Bosphorus die Weltherrschaft anstrebte, sich sehr gern mit Alexander und anderen Heroen der Antike verglich und vergleichen ließ mit der ausdrücklichen Absicht, sie zu übertreffen.⁶ Auf eine ganz ähnliche Weise wurde aber auch der Albanerfürst Georg Kastrioti von italienischen Humanisten und humanistisch beeinflussten Kirchenkreisen seiner Umgebung zum Neuen Alexander aufgebaut, dessen Herrschaft ganz anders auf Personenverband und Gefolgschaftstreue basierte und der sich nicht von der Vergangenheit lösen wollte, sondern sie möglichst zu bewahren suchte.⁷ Und der humanistische Geschichtsschreiber Antonius Bonfini, der seinerseits versucht, die Geschichte Ungarns mit der Antike zu verknüpfen, berichtet davon, daß der Minoritenprediger Giovanni di Capistrano seinem Mitstreiter und Konkurrenten in der Schlacht von Belgrad 1456, dem Türkenkriegshelden Janos Hunyadi vorhersagt, sein Sohn Matthias werde *uirtute ac gloria cum Alexandro* wetteifern und *Christianae plebis propugnator acerrimus* sein.⁸

Was alle diese bedeutenden Herrschergestalten mit ihren ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen und kulturellen Einbindungen für die politischen und geistigen Vordenker der Renaissance besonders interessant machte, das waren die aus ihrer Sicht nicht mehr primär von göttlichem Recht gespeiste und in göttlicher Tradition ruhende Autorität und Machtvollkommenheit, sondern ihre individuellen politischen Fähigkeiten und militärischen Verdienste, ihre perfekte Staatskunst und ihre alle überragende Geschicklichkeit, die sie in die Lage versetzte und ihnen die Kraft gab, traditionelle Rahmenbedingungen politischer Macht zu überspringen bzw. sie ihren eigenen weitgehenden Machtambitionen anzupassen.

So war es nicht schwer, Züge der Renaissance bei Mehmed nicht nur in seinem geistigen Profil, sondern auch in seinem politischen Handeln zu entdecken. Möglich wird das aber erst und eine ganz besondere Note bekommt das nur durch eine politische Funktionalisierung des Herrscherbildes und eine pragmatische Bewertung herrschaftlichen Handelns, durch die Abhängigkeit konkreter Aussagen und Absichten vom politischen Zweck, den sie mit ihrer Darlegung verfolgen.⁹ Deshalb sind die „philotürkischen“ Humanisten, die sich um eine po-

⁵ Dazu umfassend J. HELMRATH, Pius II. und die Türken, in: Europa und die Türken in der Renaissance, hrsg. von B. GUTHMÜLLER und W. KÜHLMANN, Tübingen 2000, 111ff.

⁶ Vgl. schon die entsprechenden Aussagen bei den westlichen Zeitzeugen der Eroberung, zusammengestellt von PHILIPPIDES, Mehmed II, 211, Anm. 27.

⁷ Vgl. die beeindruckende Analyse von J. O. SCHMITT, Skanderbeg. Der neue Alexander auf dem Balkan. Regensburg 2009, bes. Kap. III.

⁸ A. BONFINI, Rerum Hungaricarum Decades Quattuor cum dimidium. Basel 1543, 494.

⁹ Am Spezialfall hat das erst kürzlich M. MAGER, Zwischen Propaganda, Kreuzzugsaufruf und Volksbeschreibung: Die Funktionalisierung des Türkenbildes geistlicher Ritterorden an der Wende zur Neuzeit am Beispiel der Chronik über die Belagerung von Rhodos. *Saeculum* 60/1 (2010) 61–77, sichtbar gemacht.

sitive Darstellung und Bewertung Mehmeds bemühen, auch nicht unbedingt charakterlos,¹⁰ so wie die verschiedenen Kritiker seiner Person und seines Werkes nicht pauschal als Verfasser von Hetzschriften abgetan werden sollten (vgl. Einleitung 12). Deshalb bringt es Enea Silvio Piccolomini als Papst Pius II. fertig, praktisch zeitgleich mit seinem entschiedenen Widerspruch gegen die trojanische Herkunft der Osmanen und ihre Herleitung dagegen vom besonders schmutzigen und schimpflichen Stamm der Skythen¹¹ den Osmanenherrscher brieflich gegen einen Tropfen Taufwasser zum princeps zu machen, ihm praktisch das Weltkaiserturn anzubieten.¹² Tatsache ist, daß Mehmed speziell auf der genealogischen Tastatur zu politischen Zwecken besonders virtuos zu spielen verstand. So nutzte er die angeblich trojanische Herkunft auf der einen Seite, um sich gegenüber den Griechen als Rächer für die Vernichtung Trojas zu gerieren, wunderte sich andererseits aber ganz naiv darüber, daß westliche Nachfahren geflohener Trojaner nicht bereit waren, ihm die gemeinsame Herkunft politisch zu honorieren.

Die im Schlusswort bekundete Absicht, Mehmed den Eroberer aus einer gesamteuropäisch und global ausgerichteten historischen Perspektive heraus zu bewerten, ist also unbedingt zu befürworten.

Durch viele neue Details wird das Bild der Beziehungen Mehmeds zum Westen ständig weiter verdichtet und präzisiert. So gibt es neue Hinweise darauf, daß der Brief von Papst Pius II. an Mehmed II. doch abgeschickt wurde und auch den Osmanenhof erreicht hat.¹³ Und Georg von Nürnberg könnte vielleicht mit einem 1486 in Frankfurt am Main genannten Kanonengießere gleichen Vornamens identisch sein, der seine Kanonen in einem Windtopf gegossen haben soll¹⁴ und diese

neue Technologie möglicherweise in einer Istanbuler Gießerei kennen gelernt und von dort nach dem Westen mitgebracht hat. Andere Details sind für den Übergangsprozeß zur Turkokratie kaum weniger wichtig. Der von Reinsch (hier 19) erbrachte endgültige Nachweis, daß der Halosis-Historiker Chalkokondyles sein Werk nicht, wie bisher angenommen, in der romaniotischen Provinz oder sogar in Italien geschrieben hat, sondern nach 1453 in Konstantinopel ansässig war, macht es möglich und sogar wahrscheinlich, daß ein schon längere Zeit bekannter *Andiriye fils de Khalqokandil*, der im Jahr 1476 zu den Pächtern der Handelszölle im Großraum Konstantinopel gehörte,¹⁵ ein direkter Nachkomme des vor 1470 verstorbenen Geschichtsschreibers gewesen ist. Damit könnte eine weitere Familiengeschichte vor und nach 1453 konkret werden, die vielleicht sogar in den erstaunlich präzisen Informationen des Geschichtswerkes über den Staatshaushalt des Osmanenstaates seinen Niederschlag gefunden hat. Die umfangreichen Kenntnisse über die Geschichte Italiens und des europäischen Westens hat sich der Historiker vielleicht schon zum Teil auf der Peloponnes erworben, wo seine Familie beheimatet war und sein Vater in fränkischen Diensten diplomatische Aufgaben und juristische Funktionen wahrnahm.

Wichtiger als diese und jene Details ist aber die Bestimmung des Wesens osmanischer Herrschaft unter Mehmed II. Für die von der Renaissance des Westens geprägte Sicht sind dazu sicherlich noch einige Beobachtungen und Bemerkungen interessant, die Nicolò Machiavelli in seiner Schrift „Der Fürst“ festgehalten hat, wo es in Kapitel 3: Von den vermischten Fürstentümern darum geht, wie schwierig es ist, Länder zu erobern, in denen eine andere Sprache gesprochen wird und andere Sitten und Gebräuche herrschen. Weiter wird ausgeführt, daß neben Glück und Energie, die zu einer dauerhaften Inbesitznahme nötig sind, sich als besonderes Mittel empfiehlt, dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Schließlich ist ganz konkret auf das Beispiel der Osmanen verwiesen: „Der Sultan hätte sich durch kein Mittel im Besitze von Griechenland behauptet, wenn er nicht seine Residenz dahin verlegt hätte.“¹⁶ Auch aus diesem Grunde war es ein Meisterstück Mehmeds, das Zentrum des byzantinischen Staates auch zu seiner Hauptstadt zu machen. Daß es gegen diese strategische Entscheidung eine spürbare innerosmanische Opposition gegeben hat, belegen verschiedene von Yerasimos ausgewertete anonyme Texte, deren Verfasser die Geschichte des vorosmanischen Istanbul als eine einzige Folge von Katastrophen ansahen¹⁷ und so vor der Übernahme des Erbes ungläubiger Herrscher warnen wollten.

Auf der anderen Seite waren die Bemühungen Mehmeds um den Wiederaufbau und die Neubesiedlung Konstantinopels für den traditionell hauptstadtzentrierten Byzantiner Kritobulos vielleicht der entscheidende Grund, um mit dem Eroberer seinen Frieden zu machen. Sowohl er als auch Georgios Amirutzes, die von der modernen Historiographie nicht selten

¹⁰ Zu diesem Vorwurf HELMRATH, Pius II. 114, unter Bezugnahme auf oftmalige Äußerungen dieser Art in der Historiographie.

¹¹ Pius II. De origine Turcorum, in: Pii II. olim Aeneae Sylvii Piccolominei Senensis orationes politicae et ecclesiasticae, hrsg. J.D. MANSI, I. Lucca 1755, 107. An anderer Stelle erklärt er aber auch, daß die Türken als skythisches Volk zwar barbarisch bleiben, aber durch ihr schon länger währendes Leben in Kleinasien und Griechenland doch eine mildere Lebensweise angenommen und so die Herrschaft über beide Länder erlangt haben. Vgl. auch E.S. Piccolomini, Beschreibung Asiens, übers. von R. SENONER, hrsg. W. BAUM. Klagenfurt – Wien 2005, 230.

¹² Ed. F. GAETA, Sulla „lettera a Maometto“ di Pio II. *Bullettino dell'Istituto Storico Italiano per il medio evo* 77 (1965) 224. Für HELMRATH, Pius II, 127, ist das auf jeden Fall ein Zeichen erstaunlicher Flexibilität. Nach L. M. BATKIN, Die historische Gesamtheit der italienischen Renaissance, aus dem Russ. übers. von I. FAIX. Dresden 1979, 288f. waren die Philosophen der Renaissance durchweg eklektisch, aber kaum Fanatiker.

¹³ Das hat Claudia Märtil, Inhaberin des Lehrstuhls für Mittelalterliche Geschichte an der Universität München, in einem telefonischen Gespräch am 15.11.2010 angedeutet und mir die Erlaubnis gegeben, sich dazu auf sie zu berufen.

¹⁴ G. AGOSTON, Feuerwaffen für den Sultan: militärische Stärke der Waffenindustrie im Osmanischen Reich, aus dem Engl. übers. von R.C. MÜLLER. Leipzig 2010, 288.

¹⁵ N. BELDICEANU, Les actes des premiers sultans conservés dans les manuscrits turcs de la Bibliothèque Nationale à Paris. Paris – Den Haag 1960, 113 und 146.

¹⁶ Nicolò Machiavelli, Politische Schriften, hrsg. von H. MÜNKLER. Frankfurt a.M. 1990, 54f.

¹⁷ YERASIMOS, La fondation, *passim*; vgl. S. FAROQHI, Approaching Ottoman History. An Introduction to the Sources. Cambridge 1999, 145f.

als Schönredner der neuen Herrschaft und sogar als prinzipienlose Renegaten abgestempelt wurden, haben das mit der Eroberung verbundene Schicksal ihrer Landsleute durchaus nicht übersehen und verschwiegen und waren sich auch ihrer Sonderstellung durch die pragmatische Nutzung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten seitens des neuen Herrschers sehr wohl bewußt.¹⁸

Wenn man die von ihnen hinterlassenen Beschreibungen Mehmeds und seiner Herrschaft mit Reinsch nicht nur als individuelle Äußerungen, sondern zugleich als Zeugnis einer überpersönlichen Haltung betrachtet,¹⁹ dann sprachen sie wohl in erster Linie für eine Gruppe von byzantinischen Politikern und Intellektuellen der Übergangszeit, die für sich von dem neuen Herrn eine privilegierte Stellung erhofften und dem christlich-orthodoxen Bevölkerungsteil seine religiöse und kulturelle Identität zu erhalten suchten.²⁰ Viele von ihnen standen in der Tradition des spätbyzantinischen Humanismus und manche hatten auch Verbindungen zur humanistischen Bildungselite des Westens, aber das Bild, das sie vom neuen Herrscher am Bosphorus zeichneten, war vielleicht doch eher von einzelnen Versatzstücken der byzantinischen Kaiserideologie geprägt als beeinflußt von den Vorstellungen westlicher Vordenker der Renaissance.

Nicht ausgespart werden kann natürlich die orientalische Dimension des Weltstürmers, die arabischen und persischen Quellen seines Wissens, die nur von M. Rogers (77–92) in seinem Beitrag über Mehmet II. und die Naturwissenschaften stärker berührt werden. Nachdem er einleitend auf die Beschreibung des Sultans durch westliche Besucher als einen selbstbewussten, humanistisch geprägten Renaissancefürsten mit allen in diesem Band genannten Attributen verwiesen hat, fügt er die interessante Bemerkung an, daß von seinen Ansprüchen als islamischer Herrscher, der er war, in die Texte seiner eigenen Chronisten nur wenig Eingang gefunden hat. Er erklärt bzw. entschuldigt das damit, daß sie deutlich weniger Interesse an seiner Persönlichkeit und seinen intellektuellen

Vorlieben hatten und dafür seine Expansionspolitik in Europa und auf dem Balkan konventioneller interpretierten.

Einen Widerspruch zwischen den beiden Zielstellungen sieht Rogers nicht und hält sich damit aus der traditionellen Kontroverse heraus bzw. macht sogar einen ersten Schritt zu ihrer Überwindung. An der Frage, wie sich beides miteinander konkret verbindet, kommt man auf lange Sicht aber wohl doch nicht vorbei. Das Interesse des Sultans an der westlichen Militärtechnik und sein persönliches Engagement zu ihrer Weiterentwicklung für die Bedürfnisse der eigenen militärischen Taktik und Strategie und ebenso die Beauftragung des Georgios Amirutzes mit der Übersetzung der Geographie des Ptolemaios und der Neueinrichtung seiner Karten sind noch relativ leicht mit seinem Expansionsprogramm in Verbindung zu bringen. Aber auch sein Bemühen um die *re-imperialization of Constantinople*²¹ war nicht nur auf seine alten und neuen Untertanen ausgerichtet, sondern gleichermaßen auf diejenigen, die es seinen Plänen zufolge erst noch werden sollten. Die Schaffung des neuen Imperiums am zentralen Ort des konstantinischen Kaisertums musste für westliche Beobachter vor Ort oder aus der Distanz faszinierend und Furcht einflößend zugleich sein, war Voraussetzung dafür, daß vom Papsttum als der Führungsinstanz des Westens sowohl Kreuzzugspläne als auch Bekehrungsanträge gemacht und von der Öffentlichkeit überhaupt akzeptiert werden konnten.

Wenn inzwischen sogar die Frage aufgeworfen werden kann, auf welchem Wege und wie tiefgreifend die Osmanen an der Entstehung der Renaissance im frühmodernen Europa partizipiert haben,²² so wäre vielleicht darüber nachzudenken, ob das päpstliche Bauprogramm zur Neugestaltung Roms, das später einsetzte als Mehmeds Bemühungen um Konstantinopel, (S. den Beitrag von Günther, bes. 95ff.) nicht zuletzt durch das beeindruckende Geschehen am Bosphorus motiviert gewesen sein könnte. Sollte es verhindern, daß das Rom der antiken Cäsaren und der christlichen Pontifices an der Wende zur Neuzeit im traditionellen Vergleich mit der jetzt neu erstandenen Stadt (Konstantins) wieder in ein dem Ansehen des Papsttums abträglichen und für seine Politik gefährliches Hintertreffen geriet? Daß Mehmed aus der Eroberung Konstantinopels nicht nur das Recht der Einverleibung der auf ursprünglich byzantinischem Territorium entstandenen Balkanstaaten ableitete, sondern damit auch imperiale Ansprüche in der weströmischen Welt verband, läßt sich vielleicht schon an einem solchen eher nebensächlichen Detail wie dem oben erwähnten Gnadenbrief für den venezianischen Portraitmaler Bellini erkennen.

Die Thematik dieser Konferenzbeiträge macht deutlich, wie nötig es ist, ohne Furcht neue Fragen aufzuwerfen, sie zwingt aber auch zu Vorsicht vor schnellen Verallgemeinerungen. Das ist ein sehr schwieriger und wohl auch noch sehr weiter Weg. Aber nur so können alte Kontroversen überwunden und neue Synthesen gewonnen werden.

Klaus-Peter Matschke

¹⁸ Zu Amirutzes vgl. S.P. KARPOV, *Istorijska Trapezundskoj Imperii*. St. Petersburg 2007, 470 ff., unter besonderer Bezugnahme auf A. ARGYRIOU – G. LAGARRIGUE, Georges Amiroutzes et son „Dialogue sur la foi au Christ avec le Sultan des Turcs“. *BF* 11 (1987) 64. Was Kritobulos betrifft, bin ich auch nicht einverstanden mit der Kritik von E. WERNER, *Die Geburt einer Großmacht – Die Osmanen*, 4. verbesserte und erweiterte Aufl. Weimar 1985, 390, an der „Ehrenrettung“ für den Geschichtsschreiber durch G. EMRICH, in: *Materialia Turcica*, I. Bochum 1975, 35–43.

¹⁹ D.R. REINSCH, Byzantinisches Herrscherlob für den türkischen Sultan. Ein bisher unbekanntes Gedicht des Georgios Amirutzes auf Mehmed den Eroberer, in: *Cupido legum*. Frankfurt a. M. 1985, 206. Sein Urteil bezieht sich ausdrücklich nur auf Amirutzes, aber es ist wohl legitim, es auch für Kritobulos in Anwendung zu bringen.

²⁰ D.R. REINSCH, Reichsidee und Sprache nach der Halosis: Georgios Amirutzes und Georgios Sphrantzes, in: *Geschehenes und Geschriebenes*, hrsg. von S. KOLDITZ – R. C. MÜLLER. Leipzig 2005, 330. Wichtig für die Charakterisierung dieser Gruppe ist auch M.-H. BLANCHET, Georges Gennadios Scholarios (vers 1400 – vers 1472). Un intellectuel orthodoxe face à la disparition de l'empire byzantin. Paris 2008.

²¹ C. KAFESCIOGLU, Reckoning with an imperial legacy: Ottomans and Byzantine Constantinople, in: *E alose tes Konstantinoupoles kai e metabase apo tous neoterous chronous*, ed. T. KIOUSOPOULOU. Heraklion 2005, 26.

²² D. GOFFMAN, The Ottoman Empire, in: *The Renaissance World*, ed. J. J. MARTIN. New York 2007, IV: The Circulation of Power, 347.

Beat BRENK, *The Apse, the Image and the Icon. An historical Perspective of the Apse as a Space for Images (Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz. Reihe B: Studien und Perspektiven 26)*. Wiesbaden: Reichert Verlag 2010. 131 S., 106, teils farbige Fig. ISBN 978-3-89500-703-3.

The subject of this book is “the apse as a space for images.” Its author advances three main theses. First, B(renk) proposes that the church apse originates from two architectural precedents, nymphaeum mosaics and apses with cult statues in temples and imperial cult rooms. Second, he suggests the earliest church apses were decorated with aniconic mosaics, in keeping with the Second Commandment’s prohibition against idol worship. Third, B. limits the definition of an icon by arguing that “apse mosaics are basically never cult images” (10). He defines the relationship between viewers and apse mosaics as “visual worship” (110), a form of religious devotion distinct from cult, which he understands in turn as “liturgy, prayers and processions” (97). He identifies “visual worship” especially with apse mosaics of the Virgin. The author concludes that decorative programs such as the fifth-century mosaics in Santa Maria Maggiore in Rome do not indicate “a cult of the Virgin.” Rather they should be seen as “image propaganda,” which, in B.’s view, is the preliminary stage to image cult” (110).

B. defines his method as art historical analysis, which treats images as largely independent of any particular text but expressive in their own right. Images can of course be connected to textual sources, such as Pseudo-Matthew or scripture, but they are not literal renditions of texts. The author thus seeks to emphasize the physical context and function of early Christian apse art (84) instead of explicating its iconography, as has been done traditionally through biblical and theological writings. The major challenge for his investigation remains the lack of material evidence for the apses of the first buildings specifically commissioned as churches, the Constantinian basilicas in Rome, especially St. Peter’s and the Lateran. B. attempts to soften this lacunae by providing comparative examples from a variety of different media, the vast majority illustrated with beautiful photographs. The book includes thirty-seven color pictures and one hundred and seven black-and-white photographs, all of very high quality.

“The Apse, the Image and the Icon: An Historical Perspective of the Apse as a Space for Images” contains four chapters dedicated to specific themes related to apse mosaics. Chapter one examines the meaning of aquatic and aniconic imagery in early Christian churches. B. draws attention to aquatic imagery as a recurrent element in early Christian mosaics, and traces its origins to mosaics found in nymphaea and private homes. He rejects a previous reading of such aquatic scenes as a “religiously neutral paradise” and prefers to interpret them as imaging the cosmos. This conclusion allows him to propose that “aquatic-maritime iconography” suited Christian churches because it “was, by definition, unoffending” and could be inserted in “manifold contexts” (23). This suggested lack of theological specificity for the aquatic scenes sets the stage for a broader conclusion about figural decoration. Using chiefly the apse mosaic from the narthex of the Lateran baptistery, a work that he dates to the time of Constantine, B. argues that

the Christianized acanthus scroll, the crosses, and the lamb featured in that apse, much like the aquatic scenes of the Basilica at Aquileia, “evoke the cosmos” (25). He then advances the hypothesis that the now-lost apse mosaics of the Lateran, St. Peter’s, and Santa Maria Maggiore were also aniconic; that is, they excluded figures with the exception of “representations of animals such as the lamb and doves” (27 with n. 62).

Chapter two traces the origins of the Christian apse to apses containing statues of gods and emperors in temples, imperial cult buildings, and such edifices as the Basilica of Maxentius in Rome. B. observes that cult images in pre-Christian apses can be two or three-dimensional, and they can function on at least two levels, cultic and didactic. Thus cult images such as the painted portrayal of the Tetrarchs from the cult room in Luxor, Egypt, can teach the viewer “how to behave in front of the emperor” (45). B.’s major conclusion in this chapter is that the ancient tradition of exhibiting statues in apses disappeared because of the “aniconic viewpoint” of the Second Commandment. The only exception to this development was the “so-called fastigium in the Lateran Church,” a church embellishment donated by Constantine (50), and described in the *Liber Pontificalis* (= *LP*).

B. does not question the testimony of this document, and so because the *fastigium* stands as an exception to the notion of aniconic apses, and, at the same time, appears to have been an important first example of apse decoration, B. examines it closely. The *LP* describes it as a two-faced object of silver that was set between the priests and the congregation. The part facing the priests represented Christ and four angels, the side towards the nave depicted Christ in the midst of the twelve apostles. The *LP* does not describe an apse mosaic. B. suggests that there was no figural mosaic in the apse of the Lateran in part because “a figural apse mosaic would have interfered with the program of the fastigium” (52). Moreover, he emphasizes the notion of the apse as a sacred, fenced off place, from which the congregation expected to “see and to hear the word of the Lord coming out of the apse” (53). This expectation, Brenk tells us without explanation, would have been undermined by figural decoration. He concludes that although the representation of Christ surrounded by his apostles from the *fastigium* was clearly influential (53), it became represented in “official church-apses ... only around 400 and did not develop fully until the sixth century” (54). The primary function of the apse mosaic in these later examples was to define the apse as a space for the bishop and the clergy; it likened the apostolic assembly to the officiating clergy (76).

In chapter three, B. calls for a more nuanced approach to the relationship between images and their patrons. He argues convincingly that the priorities of patrons vary, and therefore an apse mosaic though iconographically related to other media must be treated according to its specific placement and audience. He bases his analysis on representations of the Virgin Mary, works he divides into two main categories. One category encompasses objects created for “private worship.” The other includes “official representations.” B.’s primary examples in the first category are sarcophagi and gold-glass medallions. The iconography of these works allows him to assume that there had been “a private devotion towards the Virgin Mary among the upper class Christians of the second half of the fourth century in Rome” (68). The chief example in B.’s second category is Santa Maria Maggiore in Rome, a

church he describes as “the first official-ecclesiastical mosaic cycle” (71). He focuses on the fifth-century mosaics from the triumphal arch. Brenk argues that even though the church was dedicated by a bishop, its decoration can only be considered as a “semi-official” and “semi-ecclesiastical” expression of “private devotion.”

This point remains undeveloped, but it seems that the author traces the hybrid character of the mosaics to two different sources: contemporary Church debates on the nature of Christ (official views), and popular devotion and esteem for Mary (private devotion). Even so, he argues against commonly accepted interpretations of this iconographic program, specifically the notion that it has theological significance related to the Virgin Mary and her designation as the Theotokos (God-bearer), and that it should be seen as a stage in a growing cult to the Theotokos. On the contrary, he maintains that the portrayal of the Virgin Mary from the mosaics as a noble lady or even as the *regina virginum* (queen of the Virgins) lacks theological import. Indeed, had the mosaics been significant theologically, B. believes that they would have left a prominent iconographic legacy. Instead, he tells us, they “were not at all influential” (74). He neglects the possibility that the original apse mosaics could have been influential because he doubts that these mosaics had been figural. Instead, B. deems the destroyed mosaics in Santa Maria Capua Vetere as the first known mosaic of the Virgin Mary in the apse of an early Christian church. That image presented Mary as the mother of God. But even here B. refuses to see a cult image; rather it signified at most “. . . a devotion to the Virgin” (76). Hence the relationship between viewers and an apse image such as the one in Santa Maria Capua Vetere or other contemporaneous churches should be seen as epideixis, or “visual worship”: a term B. neither defines nor differentiates from worship proper.

The final chapter distinguishes between icons, apse mosaics, and votive images. B.’s main examples include the sixth-century apses with the Virgin Mary (the Basilica Euphrasiana in Poreč, Lythrankomi, and Kiti), monastic cells with painted representation of the Virgin Mary from the monasteries in Bawit and Saqqara, private votive images in churches (mosaics in St. Demetrius in Thessaloniki), and the apse mosaics from Sts. Cosmas and Damian in Rome. Modern scholarship tends to consider all of these representations icons; that is, venerated images suggestive of cultic practices. B. rejects this. He insists that votive images, regardless of their location, and apse images in general ought not be seen as icons and are not indicative of cult (95). This is so because in the 300s and the 400s, the Church “did not tolerate a veneration of the images, but it tolerated the veneration of relics, tombs, and martyrs” (83). Early Christian representations of Mary and the saints should be considered as either signaling devotion (all images of the Virgin Mary), a theological point (the Virgin Mary as the Theotokos), cult-propaganda (sixth-century and later images of saints in apse mosaics and elsewhere), or vows on behalf of the patron.

Curiously, the discussion omits representations of Christ. B. hesitates to date the beginning of the worship of images, because of the influence of Iconoclasm on the preservation and redaction of earlier texts regarding images (97). He cites evidence for the private veneration of saints’ images from the fifth century (98–100), but adds that “the representations of Christ and of the Virgin were introduced to the horizon of venerated

images only later,” and in Byzantium before Rome (101). He argues the last point by using the sixth- and seventh-century paintings in Santa Maria Antiqua in Rome as an example. He rejects Kitzinger’s view of an icon associated with the church as having any basis in documentary or visual evidence. He finds no proof for Roman worship of the Virgin Mary in the surviving frescoes, including the famous *Maria Regina* type showing the Virgin in empress’ attire.

B. interprets all images in Santa Maria Antiqua as votives, especially related to the Greek community in the city. All signs of image worship he thereby attributes to people from the East. He especially focuses on the seventh-century paintings of the Annunciation, and advances the hypothesis that those representations were votive offerings donated c. 630–650 by Greek monks, followers of Dyothetism. These monks would have accompanied Sophronius of Jerusalem and Maximus the Confessor, two proponents of Dyothetism summoned by the pope to Rome. Although, as it will become clear, I have reservations for all of these arguments, B. should be commended for writing such an ambitious, provocative, and, in many ways, iconoclastic work.

The subject of apse decoration is not new, but is usually folded into general studies of Christian iconography or into discreet studies of buildings rather than treated on its own. The first monograph on early Christian apses was published fifty years ago by Christa Ihm. Revised and reissued in 1992¹, Ihm’s study contains the most comprehensive catalogue of Early Christian apses from the fifth to the middle of the eighth century. In an important article in *Gesta* from 1998, Jean-Michel Spieser raised many of the questions that occupy B., the most significant being the purpose and history of the image of Christ in apse mosaics². Indeed, it seems that the intellectual origins of B.’s monograph should be sought partly in Spieser’s article. Although B. refers to both Ihm’s and Spieser’s works, his claim that “up to now nobody had tried to present a history of the earliest apse programs by blending the question of the meaning of Early Christian apse mosaic with the question of images related to the Second Commandment and with the questions of the art form of the mosaic” is misleading (13). It is true that there are no monographs dedicated to the subject thus defined, but there are studies that cover similar ground. In his *Gesta* article and elsewhere, Spieser has examined the meaning of apse images, noting the lack of evidence for figural decoration before the fourth century, and the close ties between the early Christian images of Christ and the Greco-Roman tradition of representing the divine in anthropomorphic forms. He has connected figural apse decoration with Arianism and the need “to define more precisely the relationship between man and god” (Spieser 66).

In the title of an article published in 1992, Herbert Kessler considers the very question B. deems unaddressed: “Pictures Fertile with Truth: How Christians Managed to Make Images of God without Violating the Second Commandment.”³ The

¹ Ch. BELTING-IHM, *Die Programme der christlichen Apsismalerei vom 4. Jahrhundert bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts*. Stuttgart 1992.

² J.M. SPIESER, *The Representations of Christ in the Apses of Early Christian Churches*. *Gesta* 37 (1998) 63–73.

³ H.L. KESSLER, “Pictures Fertile with Truth”: How Christians Managed to Make Images of God without Violating

study suggests that the reason for the seeming contradiction between scripture and practice must be found in how Christians interpreted the Old Testament. Kessler's visual examples are post-Iconoclastic, but he pivots his discussion partly on the writings of Cyril of Alexandria (b. 378, bishop of Alexandria 412–444), the prominent early Christian bishop and theologian. Cyril compares Jewish scripture to a painting's underdrawing, to which the New Testament is a "picture fertile with truth." In Kessler's summary, "Jewish scripture is likened to an artist's preliminary sketch, blocking in the essentials. Christ's covenant becomes the precise and brilliant painting laid on top."⁴ Kessler suggest that "[f]rom the very beginning, Christians embraced art as one means of providing spiritual readings of the Old Testament and, hence, for rendering scriptural exegesis accessible."⁵ Kessler does not address mosaics, but his conclusions are important for early Christian mosaic decorations. Therefore, unsatisfactory engagement with the secondary literature weakens the thrust of the book.

More importantly, the core arguments advanced by this study are often at variance with surviving evidence. Consider two prominent aspects of the analysis: the argument that the apse in the Lateran featured an aniconic mosaic, and that the apse mosaics from the triumphal arch at Santa Maria Maggiore do not indicate a cult to the Virgin Mary. Even if we assume that the testimony in the *LP* about the *fastigium* is correct, there is no reason to agree with B.'s suggestion that it would have interfered with the visual integrity of the apse.⁶ A comparison with other churches, including the earliest we know about (the late fourth-century apse mosaic from Santa Pudenziana) supplies us with tools to visualize an arrangement of the *fastigium* as a screen seamlessly combined with an apse mosaic. The entire mosaic now takes up the lunette of the current arch, the lower part of which is embellished with three large paintings. The lunette is sufficiently high so that one could fit a screen standing in front of the apse without obstructing the mosaic. The so-called *fastigium* at the Lateran therefore need not be imagined as blocking the entire apse of the church.

B.'s assertion that there could not have been a figural mosaic because the apse, a space reserved for bishops, was a place from which the congregation expected to see and hear the word of God is likewise problematic. The author grounds his analysis in the decoration of the apse in the narthex of the Lateran baptistery, but ignores the apse mosaics of Santa Pudenziana. Neither example can prove whether there had been a figural mosaic in the Lateran, but both need to be considered. Santa Pudenziana is the earliest preserved example of an apse

mosaic in a Roman church. As such, it provides a closer typological parallel to the missing Lateran mosaic. B. mentions this mosaic only cursorily in his discussion of the *fastigium* (52), and only as an example of the influence of the *fastigium* on later iconography. Even so, its iconography is significant for three reasons. It illuminates the relationship between cult and image at a much earlier date and much more unambiguously than the mosaics in Santa Maria Maggiore (B.'s starting point). It also suggests how the space in the apse and the church should be interpreted. Finally, it allows us to discern an ideational connection between the church as a space for images from the Basilica of Aquileia through the sixth-century churches.

The mosaics from Santa Pudenziana show Christ, or in one view, God the Father, seated on a throne, clad in golden garments, golden nimbus around his head, making the gesture of speech and holding an open book which reads: DOMINUS CONSERVATOR ECCLESIAE PUDENTIANAE.⁷ Apostles and two female figures surround his throne. In the center of the background, visually aligned with Christ and separated by a portico, stands a bejeweled cross set on a hill. Buildings surround the hill. Winged creatures occupy the four corners of this composition. The cross and the buildings have been traditionally interpreted as the heavenly Jerusalem presented as the Constantinian complex over Golgotha and Christ's Tomb in Jerusalem. The creatures have been seen as merging two prophetic biblical visions.⁸

Before one considers the mosaics as an allegory of the bishop and assembled clergy, or as an image whose iconography had been influenced by the *fastigium* at the Lateran, one needs to see the mosaics for what they represent. They show an image of God. Can this representation be separated from the cult celebrated in the church? I think not. The image in the apse is an icon. Just as prayers and other liturgical readings would have referred to Christ as Dominus, so does the image, through iconography, and through the text of the open book. But the mosaics do much more. Spieser notes that "the purpose of Christ's image in the apse was to convince the worshipper that his God was truly present in the sanctuary," that indeed the worshipper is "admitted into the presence of his God and of his image."⁹ He argues that this goal is achieved through a hierarchical organization of the sanctuary, of which the apse is the climax. Building on these ideas, it can be argued that decoration of the apse and the church invite the viewer to understand the space of the church, not just the apse, as a place of recurrent theophany, and therefore sacred ground. Santa Pudenziana's apse illuminates this point. If Christ and the apostles can be seen as mirrored in the bishop and the clergy, then the heavenly Jerusalem can be seen as mirrored in the church.

The image, to put it differently, delineates the church as a place akin to paradise, continuously graced by divine presence. This explains the aquatic scenes shown in the Basilica of Aquileia, Santa Costanza, or Santa Maria Maggiore, the gold

the Second Commandment. *The Journal of the Walters Art Gallery* 49/50 (1991/1992) 53–65.

⁴ KESSLER 55.

⁵ *Ibidem* 54. KESSLER 64 concludes: "Christians could have images without violating the Second Commandment, then, because pictures are a *theoria* of the biblical injunction, a spiritual contemplation, both of the words themselves and of the material tablets on which they were inscribed".

⁶ The *Liber Pontificalis* weaves into the list of Constantine's donations fictitious events, such as the baptism of Constantine by Sylvester, and objects such as Constantine's baptismal font. See *LP*, chapter 34 (ed. L. DUCHESNE. Reprint Paris 1981, 172–178).

⁷ F.W. SCHLATTER, *Interpreting the Mosaic of Santa Pudenziana. Vigiliae Christianae* 46/3 (1992) 276–295, esp. 280–281; IDEM, *The Text in the Mosaic of Santa Pudenziana. Vigiliae Christianae* 43/2 (1989) 155–165.

⁸ SCHLATTER, *Interpreting the Mosaic* 279–280.

⁹ SPIESER, *Representations of Christ* 66.

flooding church interiors with celestial light, and the lush vegetation that sprouts in apses, vaults, and lunettes in surviving church mosaics. The water, the golden light, and the greenery become intelligible as markers of a location, which the church mirrors. At first this location was depicted with religiously neutral scenes (Nilotic landscapes), but starting with the late fourth century, the heavenly abode of God became Christianized. This explains B.'s observation that representations on apses or elsewhere in the church are not discussed or loudly opposed by the clergy. They were tolerated, indeed desired, because images helped elevate the prestige of churches as buildings graced with divine presence, and the clergy as the unique officiant of God's mysteries within those buildings. In other words, one could imagine a figural apse mosaic in the Lateran, a work which would have underscored the role of the apse as a place for theophanies, of which the Eucharist is the most obvious one.

My second critique of B.'s analysis focuses on the conclusions he reaches about the images in Santa Maria Maggiore, especially their relationship to the cult of the Virgin Mary. In the context of that church, B.'s categories of private worship, official cult, and the hybrid category semi-official are meaningless. The mosaics were commissioned by the pope of Rome for a magnificent public building dedicated to Mary not just as a virgin, but as the Theotokos. The inscription declares this unambiguously. B. cites only the part concerning the dedication by the pope, but the first two lines specify concretely to whom the church was dedicated. They read: *virgo Maria, tibi Xystus noua tecta dicaui | digna salutifero munera ventre tuo*.¹⁰ In other words, Sixtus dedicated the new building to the salvation-bringing womb of the the Virgin. The rest of the text poetically described a procession of martyrs/witnesses (*testes*) honoring the Virgin with wreaths, each martyr bearing the instrument of his or her passion. The text may reflect the lost image in the apse, and calls to mind later apse mosaics, such as that of Christ in San Vitale, or of the Virgin Mary in Poreč. The inscription also addresses Mary as *genetrix* (mother, female ancestor), an epithet that evokes Juno Lucina, the goddess protecting childbirth, and her temple that made way for the Virgin's church. The inscription in the church therefore suggests a cult to Mary as the virginal mother of Christ. As with representations of Christ, it is impossible to separate the cult of Mary from the images representing her. Prayers addressed to the Virgin in the church, in front of the images, cannot be separated from these images. In other words, they are icons.

Diliana Angelova

Correspondance de Nicolas Cabasilas. Textes traduits et commentés par Marie-Hélène CONGOURDEAU. Paris: Les Belles Lettres 2010. XXIV + 233 S. ISBN 978-2-251-74209-0.

Die profunde Kennerin von Leben und Werk des Nikolaos Kabasilas legt in dem vorliegenden Band erstmals eine französische Übersetzung der Briefe dieses Autors vor. Zusätzlich zu den 18 überlieferten Briefen des Nikolaos selbst hat sie auch zwölf an ihn gerichtete aufgenommen. Briefpartner sind der Vater des Nikolaos, sein Onkel Neilos, Gregorios Akindynos, Demetrios Kydones, der Ostiarios Synadenos, der Megas Sakellarios Pasedones, Dositheos Karantenos, der Hypomnematographos von Thessalonike, Tarchaneiotos, Dukopulos Manikaïtes, Joseph Bryennios sowie die Kaiser Johannes VI. und Manuel II. Die Anordnung ist – teilweise abweichend von jener in der Edition von P. Enepekides¹ – chronologisch. Diese Reihenfolge betrifft auch die an Nikolaos gerichteten Briefe, die nicht etwa als Annex angefügt, sondern an der ihnen chronologisch zukommenden Stelle eingesetzt sind. Dementsprechend nehmen in der Einleitung und in den Vorbemerkungen zu den einzelnen Briefen eingehende Erörterungen zu Fragen der Chronologie und der Stellung der Briefe im Rahmen von Leben und Wirken des Autors einen breiten Raum ein. Als „Jettre annexe“ wurde ein Brief des Demetrios Kydones an Manuel II. aufgenommen, der ein interessantes Licht auf Kabasilas und seinen Kreis wirft.

Der parallel zur Übersetzung gedruckte Originaltext wurde im wesentlichen aus den vorhandenen Editionen übernommen; einzelne schon seinerzeit von ŠEVČENKO² und LOENERTZ³ vorgeschlagene Verbesserungen wurden notiert und in der Übersetzung berücksichtigt.

Im folgenden seien einige wenige Anmerkungen zu Text und Übersetzung angebracht: Brief 1, letzter Satz: Εὔξαίω ist zweite Person, daher mit „Tu devrais souhaiter“, nicht mit „Je souhaiterais“ wiederzugeben. Brief 3, Z. 9: Das epische ἔλδομένοισιν entspricht der Technik der κόλλησις, deren Verwendung von den Theoretikern empfohlen wird.⁴ In Brief 5 sind einige Orthographica zu korrigieren: 4 ἦν, 9 ταῦτα, 15 ὄν, 23 ὄν, 24 θεὸν. S. 26 A. 1 σαρκὸς τοῦ θανάτου. Brief 6, Z. 8: σοί wurde von Loenertz richtig zu σοί korrigiert. 10: ἦξει

¹⁰ See *Inscriptiones Latinae Christianae Veteres* 1.976. It is translated (English) in F. VAN DER MEER – C. MOHRMANN, *Atlas of the Early Christian World*. Translated by M. F. Hedlund and H. H. Rowley. London 1958, 85. The location of this inscription is not known, though fragments of the first line were seen before 1588 over the portals of the west wall. For bibliography see S. SPAIN, “The Promised Blessing”: The Iconography of the Mosaics of S. Maria Maggiore. *Art Bulletin* 61/4 (1979) 518–540, here 532, n. 68.

¹ P. ENEPEKIDES, Der Briefwechsel des Mystikers Nikolaos Kabasilas. Kommentierte Textausgabe. *BZ* 46 (1953) 18–46.

² I. ŠEVČENKO, Nicolaus Cabasilas' Correspondence and the treatment of late byzantine literary texts. *BZ* 47 (1954) 49–59.

³ R.-J. LOENERTZ, Chronologie de Nicolas Cabasilas 1345–1354. *OCP* 21 (1955) 205–231 (nachgedruckt in: IDEM, *Byzantina et Franco-Graeca*. Articles parus de 1935 à 1966 réédités avec la collaboration de P. SCHREINER [*Storia e letteratura* 118]. Roma 1970, 303–328).

⁴ (Ps.-)Hermogenes, Περὶ μεθόδου δεινότητος 30 = 447, 5–16 RABE. Speziell für Briefe empfiehlt diese Praxis der Anonymos bei D. DONNET, *Le traité Περὶ συντάξεως λόγου de Grégoire de Corinthe*. Étude de la tradition manuscrite, édition, traduction et commentaire. Bruxelles – Rome 1967, 322, Z. 238–240.

ist Futurum, also nicht „sont parvenues“, sondern „parviendront“ oder „vont parvenir“. Brief 7, Z. 4: Der Punkt nach θαυμάζοιμεν ist durch ein Komma zu ersetzen, ebenso der Punkt nach τιμήσας, 3. Z. v. u. (beide Male richtig in der Edition von Hero). Brief 9, Z. 4–5: Nikolaos hat die Briefe begeistert gelesen und πολλάκις, οἶμαι, ἐκάστην. Ich würde ἐκάστην eher auf die Briefe beziehen und nicht „plusieurs fois par jour“, sondern „plusieurs fois chacune“ übersetzen. Brief 14, Z. 8: μεμνημένους τῶν οἴκοι „quand je me souviens de la maison“ ist inhaltlich und grammatikalisch unrichtig. Der Autor erinnert sich nicht des Hauses, sondern der Freunde zu Hause, d.h. in der Heimatstadt, also etwa „de ceux dans la ville natale“.

Brief 20, Z. 12–13: τοῖς μὲν ἄλλοις τὰ τοιαῦτα χαρῆ τῶν ἐταίρων, ἡμῖν δὲ Στρεπιάδης ἔση „recevais-tu avec joie de tels billets quand ils viennent de tes autres compagnons, tandis qu'envers moi tu sera un Strepsiadé“. Der Sinn der Stelle scheint mir nicht richtig wiedergegeben. Es geht nicht um empfangene, sondern um gesandte Briefe. Der Adressat hat die anderen Freunde mit guten Briefen erfreut, sich aber Nikolaos gegenüber als ein wahrer Strepsiadés, also ein Ungebildeter, geriert. 15: Das überlieferte Σοί ist hier zu halten. Der Vorschlag von Loenertz, zu Σαί zu ändern, bezieht sich nicht auf diese Stelle, sondern auf Brief 5 ΕΝΕΠΕΚΙΔΕΣ = 6 CONGOURDEAU (siehe oben). 24: Εὐτυχεῖν δὲ ἡδύς, von Ševčenko und Loenertz zu ἐντυχεῖν korrigiert, ist hier versehentlich stehen geblieben; die Übersetzung „si agréable à fréquenter“ basiert richtigerweise auf ἐντυχεῖν.

Brief 22: Der letzte Satz blieb unübersetzt. Brief 24, 7. Z. v. u.: Vor γράφε muss stark interpungiert werden (richtig in der Übersetzung). Brief 26, Z. 4 χρυσίον: „or“, nicht „argent“. Brief 27, 3. Z. v. u. ἐχεσθαί τε τοῦ ὀρθοῦ λόγου: „qu'il s'en tennait à l'orthodoxie“. Mit der Orthodoxie scheint mir das nicht viel zu tun zu haben. Besser ist wahrscheinlich Dennis⁵ „to adhere strictly to the truth“. Aber vielleicht sollte man überhaupt ὀρθός λόγος im Sinne der (rhetorisch) korrekten Rede verstehen. Auch das unmittelbar vorangehende κάλλιστα μὲν δὴ εἰρήσθαι meint ja wohl nicht „des idées excellentes“, sondern die rhetorische Kategorie der Schönheit.

Brief 29: Am Beginn des Briefes wird πάθος passend mit „sentiment“ übersetzt. Der einleitende Gedanke wird dann in Z. 15 wörtlich wieder aufgenommen; auch dort ist daher „sentiment“ und nicht „maladie“ zu schreiben. In Z. 11 muss es statt διεξιόντα (so auch bei Dennis) διεξιόντα heißen. Ebenso 10. Z. v. u. ἡνέσχου, nicht ἐνέσχου.

Brief 30, Z. 23 v. u. συμμάχει Χριστῷ, τῷ δυνατῷ μὲν ἐπαρκεῖν αὐτῷ τῇ αὐτοῦ, ὡς φησὶ τὸ λόγιον, δεξιᾶ ...: Mit ὡς φησὶ τὸ λόγιον wird zweifellos auf ein (tatsächliches oder vermeintliches) Zitat, am ehesten eine Bibelstelle, verwiesen. Die Quelle konnte ich aber nicht auffinden. Hingegen ist in Z. 19 v. u. mit τὸ τοῦ λόγου ein Sprichwort gemeint: Apostol. IX 11; Diog. I 65.⁶ Lettre annexe: Am Beginn des Briefes wird – wie schon in Brief 27 – die Frage der Mischung von Ernst

und Scherz angesprochen. Dabei wird in Z. 8 auf die bekannte Gnome „Auch Greise scherzen, aber besonnen“ angespielt.⁷

Ein prosopographischer Abschnitt (Korrespondenten und in den Briefen erwähnte Personen) sowie eine Bibliographie runden den Band ab, der viele Facetten des gesellschaftlichen und intellektuellen Lebens im Byzanz des 14. Jahrhunderts erschließt.

Wolfram Hörandner

⁷ Vgl. J. SCHNEIDER, La poésie didactique à Byzance: Nicétas d'Héraclée. *Bulletin de l'Association Guillaume Budé* 58/4 (1999) 388–423; 412. D. A. CHRESTIDES, Μαρκιανὰ Ἀνέκδοτα. Thessalonike 1984, 321. W. HÖRANDNER, Autor oder Genus? *BSI* 54 (1993) 314–324; 320f. L. F. SHERRY, The Paraphrase of St. John attributed to Nonnus. *Byz* 66 (1996) 409–430; 414.

La scrittura greca dall'antichità all'epoca della stampa. Una introduzione. A cura di Eduardo CRISCI – Paola DEgni. Contributi di D. ARNESANO – D. BIANCONI – E. CRISCI – P. DEgni – L. DEL CORSO – M. MANIACI. Rom: Carocci Editore 2011. 440 S., 48 Tafeln. ISBN 978-88-430-5168-7.

Eine handbuchartige Einführung in die griechische Paläographie, welche die umfangreiche Literatur der letzten Jahrzehnte gebührend berücksichtigt, gilt als Desideratum¹; Ziel der Autoren war, diese Lücke zu füllen, und zwar im Rahmen einer für den Hochschulunterricht bestimmten Monographie (11). Es sei gleich vorweggenommen, dass dieses Vorhaben in überzeugender Weise gelungen ist; der Leser erhält einen gut strukturierten Zugang zu den wesentlichen Errungenschaften der neueren Forschung samt einer knappen weiterführenden Bibliographie.

Auf eine Einführung, in der einige terminologische Probleme diskutiert werden (17–33), folgt das erste Kapitel (35–75), das die Entwicklung der griechischen Schrift von ihren Anfängen bis zum Ende der römischen Zeit verfolgt. Das zweite Kapitel (77–126) ist der früh-, das dritte (127–178) der mittel- und das vierte (179–238) der spätbyzantinischen Zeit gewidmet. Das fünfte Kapitel (239–280) enthält eine kom-

⁵ The Letters of Manuel II Palaeologus. Text, translation, and notes by G. T. DENNIS (CFHB 8 = DOT 4). Washington, D. C. 1977, 204.

⁶ E. LEUTSCH – F. G. SCHNEIDWIN, Corpus Paroemiographorum Graecorum, I. Göttingen 1839, 191; II. Göttingen 1851, 464.

¹ Auf weiten Strecken stark veraltet ist das Pionierwerk von V. GARDTHAUSEN, Griechische Palaeographie. Leipzig ²1911–1913 (Nachdruck ebenda 1978); aus heutiger Sicht nicht mehr ausreichend E. MIONI, Introduzione alla paleografia greca (*Studi bizantini e neogreci* 3). Padua 1973 (griechische Ausgabe Athen 1977, ⁶2009); E. LITSAS, Σύνομη εισαγωγή στὴν ἐλληνικὴ παλαιογραφία καὶ κωδικολογία. Τόμος Β'. Thessalonike 2001 enthält nur (zumeist nachgedruckte) Tafeln mit bibliographischen Hinweisen (der erste Band ist offenbar noch nicht erschienen); H. HARRAUER, Handbuch der griechischen Paläographie. Stuttgart 2010 ist auf die Papyri beschränkt und im Wesentlichen nur als Tafelwerk benutzbar, da der Kommentar (insbesondere die Diskussion der jeweiligen paläographischen Charakteristika) nicht zufriedenstellend ist.

pakte Einführung in die Kodikologie; die Anhänge (281–292) bieten eine Übersicht über die Abkürzungen und über Elemente von Subskriptionen in griechischen Handschriften. Die Bibliographie (293–339) ist nicht erschöpfend, enthält aber das wesentliche Material. Erschlossen wird der Band durch ein Namensverzeichnis sowie eines der zitierten Handschriften und Papyri. Besonders dankenswert sind die begleitenden Tafeln im Anhang, welche mit insgesamt 80 Abbildungen die Entwicklung der griechischen Schrift von den ersten Papyri bis zum späten 16. Jahrhundert veranschaulichen.

Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der Paläographie der Papyri und der Handschriften der mittelbyzantinischen Zeit, was wohl durch die Forschungsinteressen der beteiligten Autoren bedingt ist. Bedauerlich ist, dass der postbyzantinischen Zeit, aus der ja ein bedeutender Teil der auf uns gekommenen Codices stammt, lediglich ein kurzer Ausblick (226–234) gewidmet ist: ein tatsächliches Manko, wenn man sich vor Augen führt, dass die Monographie nicht zuletzt auch für Philologen bestimmt ist, die sich bei ihrer editorischen Arbeit oft mit Handschriften des späten 15. und des 16. Jahrhunderts konfrontiert sehen. Der kodikologische Teil (verfasst von M. Maniaci) ist besonders begrüßenswert, da auch aktuelle Forschungsansätze diskutiert werden, und darf daher nicht als bloße Dublette zu einem rezenten Handbuch der Kodikologie aus der Feder von M. L. Agati betrachtet werden².

Der Hauptteil ist klar strukturiert, die Darstellung im Wesentlichen chronologisch, zumeist in jeweils zwei Hauptstränge ('formale' und 'informale' Schriften) gegliedert, was für didaktische Zwecke geeignet ist, der Realität aber nicht immer gerecht werden kann; häufige Querverweise erleichtern die Orientierung. Die typographische Gliederung ist hingegen nicht optimal; ein häufigerer Einsatz von Kursiv- und Fettdruck wäre hilfreich gewesen. Druckfehler sind selten und insgesamt unerheblich³.

Es ist verständlich, dass die angeführte Bibliographie nicht erschöpfend sein kann; eine möglichst vollständige, am besten annotierte Literaturliste wäre aber wenigstens bei den Tafelwerken (33, wo etwa die wichtigen französischen Arbeiten fehlen⁴) angebracht gewesen. Überhaupt nicht aufgelistet sind die Wasserzeichenrepertorien, die von unmittelbarer

praktischer Bedeutung sind. Auch zu den byzantinischen Bibliotheken ist weder im Hauptteil noch in der Bibliographie etwas zu finden.

Nachstehend seien noch einige punktuelle Beobachtungen angeführt. Zum Abschnitt 2.1.2. (85–87, 'La koiné grafica greco-romana'): ein ähnliches Phänomen ließe sich möglicherweise für die griechisch-armenische Osmose auf dem Gebiet der Handschriftenproduktion postulieren, allerdings ist das erhaltene, bisher noch nicht systematisch erfasste Material weitaus fragmentarischer; man denke beispielsweise an den griechisch-armenischen Papyrus⁵ und einige bekannte Beispiele griechisch-armenischer Digraphie⁶. So verbirgt sich hinter dem Kopisten des Athen. Gennad. 1. 5, eines Tetraevangeliars in Perlschrift ohne Auffälligkeiten (geschrieben im Jahre 1226 in Kaisareia), wohl ein ethnischer Armenier⁷. – Zum Abschnitt 3.1.1. (140–141), Perlschrift: mit Recht betonen die Autoren eine Lücke in unserer Kenntnis der Entwicklungen innerhalb der Perlschrift. Dies ist nicht nur durch die große Anzahl der erhaltenen Codices, sondern auch durch die Nichtexistenz geeigneter Hilfsmittel bedingt; das (immer noch fundamentale) Tafelwerk von Lake ist selektiv, stark veraltet und enthält vielfach unzuverlässige Angaben (auch völlig falsche Datierungen). Wie weit die Perlschrift ins 10. Jahrhundert zurückreicht, ist noch nicht hinreichend geklärt; die

² M. L. AGATI, *Il libro manoscritto da Oriente a Occidente. Per una codicologia comparata (Studia archaeologica 166)*. Rom 2009.

³ S. 165 lies 'Lagudera' statt 'Laguderas' (τὰ Λαγουδερὰ); 171 lies ἀνάξιος statt ἀναξίος; S. 175 lies '1071' statt '1070' (Eroberung von Bari); 187 lies 'Nicomaco di Gerasa' statt 'Nicomaco di Cerasa'; S. 209 lies 'Oriente' statt 'Occidente' (Reisen des Kyriakos von Ancona). Die Bezeichnung *scriptio inferior / superior* (vgl. S. 247) sollte zugunsten von *scriptura* aufgegeben werden (*nomen actionis* statt korrekt *nomen rei actae*). S. 256 lies πρωτόκολλον statt προτόκολλον; S. 289 lies πέντε statt πέμπτη; im Absatz 3 findet sich eine Dublette; S. 291 lies ζύω statt ζύω.

⁴ Ch. ASTRUC *et alii*, *Les manuscrits datés des XIII^e et XIV^e siècles conservés dans les bibliothèques de France I*. Paris 1989; P. GÉHIN *et alii*, *Les manuscrits grecs datés des XIII^e et XIV^e siècles conservés dans les bibliothèques de France II. (Monumenta Palaeographica Medii Aevi, Series Graeca 1)*. Turnhout 2005.

⁵ D. KOUYMJIAN – H. LEHMANN – M. E. STONE, *Album of Armenian Palaeography*. Aarhus 2002, 59–63 (mit Abb. auf 63).

⁶ F. D'AIUTO – A. SIRINIAN, *Un carme bizantino in onore degli Evangelisti e la sua versione armena nel Vat. gr. 1445. RSBN n.s. 36 (1999) 121–169 (= Tra Oriente e Occidente. Scritture e libri greci fra le regioni orientali di Bisanzio e l'Italia, a cura di L. PERRIA [Testi e Studi bizantino-neoellenici 14]*. Rom 2003, 297–347).

⁷ Nämlich der Notar Basileios Meliteniotes, der seinen Namen in einer langen griechischen Subskription nennt, die anschließend mit demselben Wortlaut auf Armenisch wiederholt wird. Die ethnische Herkunft des Kopisten erklärt auch die Erwähnung des Sultans Kaikobad, die als Loyalitätsbekenntnis zu werten ist: für den Armenier Basileios war der byzantinische (nizänische) Kaiser im Jahre 1226 bestimmt keine Integrationsfigur mehr. In diesem Sinne dürften die Ausführungen von E. GAMILLSCHEG, *Subskriptionen griechischer Handschriften als historische Quelle*, in: *Symbolae Berolinenses* für Dieter Harlfinger, hrsg. von F. BERGER – Ch. BROCKMANN – G. DE GREGORIO – M. I. GHISU – S. KOTZABASSI – B. NOACK. Amsterdam 1993, 293–306, hier 304–305 (= IDEM, *Manuscripta graeca. Studien zur Geschichte des griechischen Buches in Mittelalter und Renaissance [Codices manuscripti, Supplementum 3]*. Purkersdorf 2010, 23–32, hier 28–29) zu modifizieren sein, der die Subskription als Anerkennung der Herrschaft der Seldschuken seitens der griechischen Bevölkerung der Region wertet. Zu der Handschrift siehe E. ZOMARIDES, *Die Dumba'sche Evangelien-Handschrift vom Jahre 1226*. Leipzig 1904; M. POLITE – E. PAPPAS, *Ταξίδι στον κόσμο των χειρογράφων. Κατάλογος έκθεσης χειρογράφων Γενναδείου Βιβλιοθήκης*. Athen 2004, 25–28; A. METSANE, *Το εικονογραφημένο ευαγγέλιο του Βασιλείου Μελιτηνιώτη (Καيسάρεια, 1226)*. *DChAE* IV 26 (2005) 149–164.

eigentliche Fixierung des Kanons auf seinem höchsten Niveau dürfte immerhin in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts zu situieren sein (die Formulierung ‘la perfezione dello stile, che non fu omogeneo e unitario nel suo svolgimento, si colloca tra gli ultimi decenni del X secolo e l’XI avanzato’ ist daher etwas missverständlich). Bezeichnenderweise verwendet der von den Autoren zitierte Kopist Gregorios (RGK III, Nr. 148) des Urb. gr. 20 (datiert ins Jahr 992) zwei Schriftstile, von denen nur der eine als echte Perlschrift charakterisiert werden kann⁸. – Abschnitt 3.1.3 (146): ein Beleg für die späte Wiederaufnahme der Reservatschrift ist das (einzige im Original erhaltene) trapezuntinische Chrysobull des Alexios III. Megas Komnenos für das Dionysiou-Kloster (September 1374)⁹. – Abschnitt 3.1.4 (147): zu den Handschriften aus Kleinasien ist jetzt auch auf die Monographie von Kotzabassi zu verweisen¹⁰. – S. 196: Die philologischen Aktivitäten des Metropoliten von Kreta, Nikephoros Moschopoulos, fanden *nicht* auf der Insel statt (bedingt durch die venezianische Herrschaft). – S. 204–205: die Anführung einiger Kopisten der Renaissance (Georgios Alexandru, Georgios Tribizias) als Beispiel einer dem Hodegonstil ähnlichen Schrift ist nicht nachvollziehbar (im Gegensatz etwa zu Ioannes Rhosos). – Entgegen der Behauptung von Bianconi (209) ist der Großteil der Pergamenthandschriften des 15. Jh., die in Konstantinopel für westliche Auftraggeber kopiert wurden, auf Pergament guter Qualität geschrieben; die Codices des Georgios Baiophoros sind eher eine Ausnahme (Schulbücher). – S. 228: die Familie Moschos stammt nicht aus Kerkyra (wo ihre Angehörige zeitweise gelebt haben), sondern aus Mistra; Ioannes Moschos lebt bis zu seiner Übersiedlung nach Korone in Mistra, und sein Sohn Demetrios Moschos bezeichnet sich (lange nach seiner Ankunft in Italien) immer noch als Lakedaimonios¹¹. – S. 229: die (vermeintliche) Hand des Aulo Giano Parrasio gehört in Wirklichkeit einem anderen italienischen Humanisten, <Lauro Quirini>¹². – S. 277: Die

Schnittdekoration mit floralen Motiven (hauptsächlich im 15. Jahrhundert) ist ein geeignetes Kriterium für die Zuweisung an ein bestimmtes Schreib- oder Buchbindeatelier; so sind viele kretische Handschriften der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts mit einer besonderen Schnittdekoration versehen¹³. – S. 277: die Angaben zum Skriptorium des Michael Apostoles (‘centro di edizione, trascrizione e diffusione di testi e da officina di legatoria’) sind maximalistisch formuliert (wie auch die alte Arbeit von Wittek, die Maniaci nicht zitiert, gestimmt ist)¹⁴. Man wird eher von einem bescheideneren Rahmen (gelegentliche Heranziehung befreundeter Kopisten, insbesondere aus dem unionsfreundlichen Umfeld) ausgehen müssen.

Als aktuelle und gut informierte erste Orientierung auf dem Gebiet der griechischen Paläographie ist die besprochene Publikation eine wichtige und erfreuliche Neuerscheinung;

Handschriften erkannt hat. Mit überzeugenden Argumenten konnte er die Identität des Kopisten mit Lauro Quirini, dem Sachwalter Bessarions auf Kreta und einem Freund und Briefpartner des Michael Apostoles, wahrscheinlich machen; siehe M. RASHED, Die Überlieferungsgeschichte der aristotelischen Schrift *De generatione et corruptione* (*Serta Graeca. Beiträge zur Erforschung griechischer Texte* 12). Wiesbaden 2001, 259–265 (ohne Kenntnis der Tafel); zu den dort genannten Handschriften sind hinzuzufügen: Vat. gr. 954 (Stobaios) und Vat. gr. 2157 (Arrian). Die Identifizierung mit Giano Parrasio wurde übernommen von M. R. FORMENTIN, Aulo Giano Parrasio alla scuola di Giovanni Mosco. *Aion. Annali dell’Università degli Studi di Napoli “L’Orientale”*. Dipartimento di Studi del Mondo classico e del Mediterraneo antico, sezione filologico-letteraria 27 (2005) 15–23 (mit einer Tafel aus dem Vat. gr. 1303). Die griechische Hand des Aulo Giano Parrasio ist jetzt abgebildet bei M. R. FORMENTIN, Un nuovo codice di Giovanni Lido, autografo di Aulo Giano Parrasio, in: *Alethes philia. Studi in onore di Giancarlo Prato*, a cura di M. D’AGOSTINO – P. DEgni. Spoleto 2010, 401–408 (mit zwei Tafeln nach S. 408) und hat mit den Marginalien des Vat. gr. 1303 nichts zu tun. Die lateinische Hand des Lauro Quirini jetzt abgebildet bei: M. CRONIER, La production de manuscrits scientifiques dans l’atelier de Michel Apostolis: l’exemple du *De materia medica* de Dioscoride, in: *The Legacy of Bernard de Montfaucon: Three Hundred Years of Study on Greek Handwriting. Proceedings of the 7th International Colloquium of Greek Palaeography* (Madrid – Salamanca, 15–20 September 2008), ed. A. BRAVO GARCÍA – I. PÉREZ MARTÍN (*Bibliologia* 31). Turnhout 2010, 463–472, Tf. 1 (nicht identifiziert).

¹³ Eine Abbildung der typischen kretischen Schnittdekoration in: *Legature bizantine Vaticane e Marciane. Storia dei materiali e delle tecniche di manifattura*. Biblioteca Nazionale Marciana, Venezia. 9 settembre – 30 ottobre 1989, a cura di A. DI FEBBO – K. HOULIS – G. MAZZUCCO – S. J. VOICU. Rom 1989, S. 31; C. FEDERICI – K. HOULIS, *Legature bizantine Vaticane*. Rom 1988, 152 (Abb. des Vat. gr. 1333 und 1585). Dazu zählen z. B. die Codices Angel. gr. 24, Vat. Pal. gr. 254 und 289, Vat. Ottob. gr. 206, Vat. gr. 1008 und 1585.

¹⁴ M. WITTEK, Pour une étude du scriptorium de Michel Apostolès et consorts. *Script* 7 (1953) 290–297.

⁸ Vgl. f. 217^r und 217^v: die Abbildungen bieten die konservativere Variante, der nicht abgebildete Schriftstil ist eine nahezu voll ausgeformte Perlschrift (von Anfang an als ‘écriture posée’ konzipiert).

⁹ N. OIKONOMIDÈS, Actes de Dionysiou (*Archives de l’Athos* 4). Paris 1968, 50–61 mit Tafel 6–9.

¹⁰ S. KOTZABASSI, Βυζαντινά χειρόγραφα ἀπὸ τὰ μοναστήρια τῆς Μικρᾶς Ἀσίας. Athen 2004.

¹¹ Dazu siehe R. STEFEC, Eine bisher unbekannte griechische Quelle zum ersten venezianisch-osmanischen Krieg 1463/79. *BSI* 68 (2010) 353–368; IDEM, Eine übersehene Ansprache des Demetrios Moschos. *BSI* 70 (2012) [im Druck].

¹² Fehlidentifizierung von P. ELEUTERI – P. CANART, Scrittura greca nell’Umanesimo italiano (*Documenti sulle Arti del Libro* 16). Mailand 1991, Nr. 47 (mit Tafel aus dem Vat. gr. 1303, Eusebios, kopiert von Michael Apostoles; Subskription f. 379^v). Die zahlreichen griechischen und lateinischen Marginalnotizen stammen zweifelsohne von einem früheren Besitzer des Codex; als solcher ist durch den üblichen Besitzvermerk des Antonio Seripando (f. 380^r) Aulo Giano Parrasio attestiert. Daraus folgt aber nicht automatisch, dass die Marginalhand Aulo Giano Parrasio gehört, wie es Eleuteri – Canart (ohne Diskussion) annehmen. In Wirklichkeit ist diese Marginalhand mit jener Hand identisch, die Rashed in einer kleinen Gruppe vor allem Pariser

hoffentlich wird sie sich auch außerhalb des italienischen Sprachraums durchsetzen können.

Rudolf Stefec

Helmut ENGELHART (Hrsg.), *Lexikon zur Buchmalerei. I. Halbband: Adelphi-Meister – Kursive*. Stuttgart: Hiersemann Verlag 2009. VI, 331 S. ISBN 978-3-7772-0920-3 .

2009 erschien in der übergeordneten Reihe „Lexikon des Buchwesens“ (hrsg. von Stephan Füssel) der vorliegende erste Halbband des Lexikons zur Buchmalerei; ein praktisches Handbuch und sicheres Hilfsmittel für erste Erkundungen auf diesem Spezialgebiet, dessen Spannweite bereits der Untertitel ‚Adelphi-Meister – Kursive‘ zu erkennen gibt. Das Desiderat für ein eigens der Buchmalerei zugeordnetes Speziallexikon war im Zuge der Arbeiten am renommierten „Lexikon des gesamten Buchwesens“ des Hiersemann Verlags¹ deutlich geworden, wobei zunächst ein Lexikon berühmter Handschriften angedacht war (Engelhart V). Die ursprüngliche Fokussierung auf Hauptwerke der Literatur und Buchkunst zugunsten eines Schwerpunktes auf die Malereien aufzugeben, sollte schließlich jedoch dem Medium Buch als kunstvolle Realie gerecht werden. Engelhart wollte mit dem Lexikon, wie er selbst erklärt, kein Konkurrenzunternehmen zu den vielen bunten Buchmalerei-Bildbänden schaffen, die fotogen um das Interesse des Lesers werben, sondern ein „breites Stoff- und Typenspektrum“ auf wissenschaftlich hohem Niveau aufbereiten. Er konzentrierte sich in seiner Auswahl der Lemmata daher auf Grundbegriffe aus der Buchmalerei, aber auch der Kodikologie, der Kunsttechnik, stellte im Rahmen dessen berühmte Cimelien, Autoren, Buchmaler und Zentren der Buchkunst vor. Ob die rigorose Entscheidung – als Gegensatz zum farbigen Bildband – begleitende bzw. erklärende Abbildungen generell in Schwarz/Weiß zu halten, ausgerechnet dem Medium der Malerei gerecht wird, sei allerdings dahingestellt. Mit Fertigstellung des bereits in Arbeit befindlichen zweiten Lexikon-Halbbandes wird jedenfalls eine beachtliche Fülle von insgesamt tausend, in einzelnen Begriffen wiederum aufeinander verweisenden Artikeln den Bereich der Buchmalerei abgedeckt sein.

Es ist gerade in Zeiten der zunehmend am Internet orientierten, „schnellen“ Wissensvermittlung – über deren Qualität weder generell geurteilt noch an dieser Stelle diskutiert werden kann – ein höchst lobenswertes Unterfangen, Lexika in gedruckter Form auf den Markt zu bringen; in diesem Fall ist das gedruckte Buch sogar die konsequent logische und zweifellos geeignete Form, sich mit dem Buch, ‚der besten Erfindung der Menschheit‘, wie Umberto Eco überzeugt beipflichtet sei, auseinander zu setzen. Zudem liegt es in der Natur eines Lexikons, dass der Leser dank der vielen Querverweise über den gesuchten Eintrag hinausgehend weitere Materialien entdecken kann. Selbstverständlich bietet auch manche Suchmaschine im Internet die Nebenwirkung, nicht Gesuchtes überraschend zu finden, allerdings kann es bekanntlich nicht

selten Ergebnisse bringen, die nicht nur auf das Wissen dieser Menschheit, sondern leider auch auf deren Unwissenheit verweist. Der Nutzer des elektronischen Mediums muss daher die schnell abgerufene Information in einem zweiten Arbeitsschritt auf deren wissenschaftliche Glaubwürdigkeit kontrollieren, dies eine Arbeit, die im vorliegenden Lexikon bereits verlässlich von erfahrenen Fachleuten vorgenommen wurde.

Wie E. im Vorwort selbst schreibt, konnte für die Zusammenstellung der einzelnen Artikel auf die einschlägigen Ressourcen des genannten LGB zurückgegriffen werden; für besondere Beiträge zur Buchmalerei wurden eigens weitere Wissenschaftler um Beiträge ersucht, sodass hier auf eine international – wenn auch vorwiegend aus dem deutschsprachigen Raum – besetzte Expertengruppe aus Wissenschaft und Lehre verwiesen werden kann. Zwar wurden die meisten Autorinnen und Autoren dazu eingeladen, die Beiträge naheliegend für ihr jeweiliges Spezialgebiet zu verfassen (Oltrogge und Fuchs etwa in Sachen Kunsttechnologie), oft jedoch wurden auch Begriffe von Wissenschaftlern erklärt, die zwar ohne Zweifel fachlich dazu in der Lage sind, aber dennoch in anderem Zusammenhang erwartet werden. So verfasste interessanterweise Jacobi-Mirwald, die sich insbesondere mit ihren Publikationen zur Handschriftenbeschreibung einen Namen gemacht hat², hier selbst keinen einzigen Artikel zum Thema Terminologie in der Buchmalerei. Diese Aufgabe übernahm König, der tatsächlich sehr viel zum Inhalt dieses ersten Halbbandes beigetragen hat.

Eine zweifellos richtige und fachlich notwendige Entscheidung war es, in das Spektrum der Begriffe nicht nur die Buchkunst des Abendlandes, sondern auch jener Regionen, die mit dem Abendland in kulturellem Austausch standen und damit die Entwicklung der europäischen Buchkunst beeinflussten, miteinzubeziehen. Aufgenommen wurden daher Beiträge zur Buchmalerei Äthiopiens, koptische Bucheinbände, iranische oder kilikische Buchmalerei u.v.m., sodass sich dem Leser bereits beim Durchblättern des Lexikons die über Europa hinaus gehenden Verbindungen im wahrsten Sinne „begrifflich“ machen. Außerdem war es ein Anliegen, auch über weitläufige Themen zu informieren, die sich hinter allgemeinen Schlagwörtern wie „Handschriftenillumination“ oder „Handschriftenkunde“ naturgemäß mehrseitig und aufschlussreich entrollen.

E. lässt im Vorwort anklingen, dass sich die Entwicklung dieses ambitionierten Vorhabens verzögerte und im Zuge der Arbeiten noch einmal umstrukturiert wurde. Dass daher hier mancher Beitrag von renommierten Wissenschaftlern abgedruckt werden musste, die mittlerweile leider verstorben sind, bedeutete zwangsläufig, dass deren Beiträge nicht auf demselben Forschungsstand stehen, den die jüngeren, später hinzugezogenen Kolleginnen und Kollegen bieten können. Trotzdem: Sogar auf dem Gebiet der Forschung zur mittelalterlichen Kunst, der im allgemeinen nicht der Ruf der Schnelllebigkeit voraussetzt, kommt es gelegentlich zu Erkenntnissen, die gewisse Sachverhalte in ein neues Licht stellen. Abgesehen

¹ Lexikon des gesamten Buchwesens (= LBG). Zweite, völlig neu bearbeitete und erweiterte Ausgabe, hrsg. von S. CORSTEN – S. FÜSSEL – G. PFLUG. Stuttgart 1985ff.

² K. EBERLEIN – Ch. JACOBI-MIRWALD, Grundlagen der mittelalterlichen Kunst. Berlin 1996; Ch. JACOBI-MIRWALD, Text, Buchstabe, Bild. Studien zur historisierten Initialen im 8. und 9. Jahrhundert. Berlin 1998; EADEM, Das mittelalterliche Buch. Ditzingen 2004; EADEM, Buchmalerei. Terminologie in der Kunstgeschichte. Berlin 2008.

davon, erweitert sich im Lauf der Zeit auch die Liste der nennenswerten Literatur.

Kurt Holter begann eine seiner späten Studien zur Buchmalerei mit den Worten: „Der Verfasser hat sich seit mehr als einem Menschenalter mit den Handschriften (...) befasst, und dennoch gibt es immer wieder neue Gesichtspunkte (...).“³ So fällt es etwa der Rezensentin, die sich auf die böhmische Buchmalerei spezialisiert hat, besonders auf, dass Holters Lexikonartikel noch immer das Eingangsblatt der Goldenen Bulle zweifelsfrei dem Meister des Hasenburg-Missales zuschreibt⁴, obwohl es dem derzeitigen Wissensstand zufolge der Hand des Hofilluminators Wenzels IV., Frana, zuzuordnen ist⁵. So mancher, der sich der Buchmalerei beruflich widmet, weiß in diesem Fall, dass Holter diese Ergebnisse aufgrund der ihm gegebenen Lebenszeit (1911–2000) nicht mehr einarbeiten konnte – weiß dies aber auch der Laie, der dieses Lexikon als erste Informationsquelle verwenden möge? Die behutsame Ergänzung und Aktualisierung, die E. im Vorwort anführte (VI), ist zumindest an dieser, und manch’ anderer, hier nicht eigens vorgeführter Stelle, nicht erkennbar. Leider wurde es verabsäumt, auf den Umstand, dass manche Autorin, mancher Autor bereits verstorben ist, entweder einleitend oder bei den einzelnen Lexikonartikeln selbst hinzuweisen, als wolle man damit nivellieren, was nicht zu nivellieren ist, nämlich die unterschiedliche Aktualität der zu unterschiedlichen Zeiten verfassten Beiträge.

Abgesehen davon, hat das lange Wachsen und intensive Arbeiten aber ein wissenschaftliches Lexikon mit hohen Ambitionen hervorgebracht, dessen nun vorliegender, schön gebundener erster Halbband in jedem Falle eine verlässliche Basis für den Einsteiger in die Welt der Buchmalerei bieten kann – damit wird das Werk sicherlich auch zum festen Bestandteil der empfohlenen Fachliteratur für einschlägige Lehrveranstaltungen werden.

Maria Theisen

Robert FEIND, *Byzantinische Monogramme und Eigennamen. Alphabetisiertes Wörterbuch / Byzantine Monograms and Personal Names. An alphabetized Lexicon.* (Regenstau): H. Gietl Verlag, Edition Münzen & Sammeln 2010. 392 S. ISBN 978-3-86646-826-9.

Da schon länger keine weiterführenden Arbeiten zu byzantinischen Monogrammen erschienen sind, greift man erwartungsvoll zu dieser neuen Publikation, die allerdings dem Anspruch nicht ganz gerecht wird. Es handelt sich um die Arbeit eines engagierten Amateurs (der Autor ist primär Psychotherapeut), die aber doch einen gewissen Wert hat, nicht zuletzt für Anfänger in dieser Materie. Die wichtigsten neuen Arbeiten werden zwar zitiert (wenn auch ungenügend, denn zu Aufsätzen sollte man nicht nur den jeweiligen Band sondern auch die Seitenzahlen angeben!), aber nicht voll ausgewertet bzw. verstanden. Dass die russischen Publikationen von E. Stepanova vollständig fehlen, wird unter solchen Bedingungen nur eingeschränkt verwundern. Um einen größeren Leserkreis anzusprechen, folgt jeweils auf den deutschen Text ein englischer.

Die Einleitungskapitel mischen Richtiges mit wenig Überzeugendem: Dass etwa NK (geläufige) Abkürzungen für Niketas, Nikephoros, Nikolaos und Nikostratos sein sollen, ΦΑ für Philippikos, Philippos und Philoxenos, oder ΩΑ für Ioannes, ist mehr als entbehrlich. Bei den Anrufungsmonogrammen wurde auf das zweitwichtigste, nämlich Κύριε βοήθει, vergessen. Die Empfehlung von F(eind), das Monogramm in die einzelnen Buchstaben zu zerlegen (unter Berücksichtigung eventuell mitzulesender, in andere „eingeschriebener“), diese alphabetisch zu ordnen und dann mit potentiellen Lösungen, die in gleicher Weise zerlegt und alphabetisch geordnet sind, zur Deckung zu bringen, entspricht unserer Methode. Eine erste Liste dieser Art will das „Alphabetisierte Wörterbuch“, das den Großteil des Buches ausmacht, anbieten.

Auch hier wird Wertloses mit Gutem vermengt, prinzipielle Unterschiede werden zu wenig berücksichtigt. Die griechisch-byzantinischen Namen-, Amts- und Titelmonogramme vom 6. bis 8. Jahrhundert sind im Allgemeinen vollständige Monogramme, sie berücksichtigen auch die Endung des Wortes. Sie waren bis zum Ende des 7. Jahrhunderts im Genetiv gehalten, ab dem letzten Viertel des Saeculums kamen aber auch schon Monogramme im Dativ auf, die sich bald durchsetzten. Namenmonogramme im Nominativ finden sich nur bei lateinischen; demgemäß sind die griechischen Beispiele des angebotenen Wörterbuches im Nominativ unnütz (die „Belege“ beziehen sich auf diese Namen im Genetiv oder Dativ!). Des Weiteren wurden viele Namen und Rangtitel aufgenommen, die in der entsprechenden Zeit (noch) nicht existierten. So manche Auflösungen, die in bisherigen Arbeiten geboten wurden, sind schlichtweg unrichtig, werden aber kritiklos übernommen. Zu großer Wert wird auf die ungedruckte Wiener Dissertation von Walter Otto Fink (1971) gelegt; dieser Salzburger Landarzt hat zwar akribisch und mit großem Fleiß sehr viel Material gesammelt, in den Auflösungen jedoch nicht selten geirrt. Aufgrund der offensichtlichen Schwächen dieser Arbeit entwickelte ich ja mit ihm die oben erwähnte Methode des Zerlegens und der alphabetischen Ordnung der Monogramme und der potentiellen Lösungen; dafür legte Fink mehrere Meter Karteikarten mit möglichen Lösungen (nur einmal

³ K. HOLTER, Initialen aus einer Lambacher Handschrift des 12. Jahrhunderts (Ms. 5 des Fürstlich Waldburgschen Gesamtarchivs in Schloss Zeil in Leutkirch). *Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte* 46/47 (1994) 255.

⁴ K. HOLTER, Hasenburg-Missale, in: H. Engelhart (Hrsg.), *Lexikon zur Buchmalerei*. Stuttgart 2009, 232.

⁵ G. SCHMIDT, Kunsthistorischer Kommentar, in: Die Wenzelsbibel. Vollständige Faksimile-Ausgabe der Codices Vindobonenses 2759–2764 der Österreichischen Nationalbibliothek Wien. Kommentarband. Graz 1998, 191. – IDEM, Internationale Gotik versus Schöner Stil, in: J. FAJT (Hrsg.), *Karl IV., Kaiser von Gottes Gnaden: Kunst und Repräsentation des Hauses Luxemburg 1310–1437*. München (u.a.) 2006, 540–547.

im Genetiv) an, die zwar nicht veröffentlicht sind, aber für Auskünfte zur Verfügung stehen.

Die grundsätzliche Gliederung bei F. in Block- bzw. Ka- stenmonogramme, Kreuzmonogramme und Sonderformen geht in Ordnung. Die „typisch byzantinische“ Form ist das Kreuzmonogramm, das nach neuesten Forschungen bereits auf einer Münze Justinos' I. nachgewiesen werden kann, nicht erst unter Justinian, wie zumeist angenommen. Neben den vollständigen Monogrammen gibt es auch partielle, die nur einige Buchstaben bieten. Eine eigene Gruppe sind hier Monogramme auf Münzen, wo dergleichen häufig anzutreffen ist, besonders in früh- und mittelbyzantinischer Zeit. Andererseits ist Ähnliches auch für die Spätblüte der byzantinischen Monogramme ab dem späteren 12. Jahrhundert fast charakteristisch, wo insbesondere oft auf (alle oder einzelne) Vokale sowie auf die Endung verzichtet wurde. Um hier Erfolg zu haben, sind Verzeichnisse nötig, die nur die Konsonanten alphabetisch geordnet anführen, wie sie mit dem Namenmaterial des *PLP* erstellt wurden.

Noch ein paar Schlussbemerkungen: Ein Monogramm, das in einem Fall – nicht zuletzt aufgrund weiterführender Indizien – eindeutig gelesen wurde, muss nicht immer so aufzulösen sein, und die unterschiedliche Häufigkeit bestimmter Namen ist ein schwaches Indiz für Entscheidungen. Oder möchte man annehmen, dass etwa ein Anastasios kein Monogramm im Genetiv verwenden durfte, da es ebenso Iustinianu heißen konnte? Für viele Monogramme können wir heute mehrere plausible und zusätzlich manche wenig geläufige Lesungsmöglichkeiten anbieten, erst recht, wenn möglicherweise „mitzulesende“ Buchstaben berücksichtigt werden. Bei Kreuzmonogrammen sind wir viel besser daran als im Fall von Blockmonogrammen, wo oft nicht zu entscheiden ist, welche der vielen Möglichkeiten überhaupt in Betracht zu ziehen sind; wenn etwa X in H eingeschrieben wird, kommen viele Lettern in Frage, es werden aber nur einzelne davon gemeint sein. Monogrammen können nicht nur Namen (Individual-, Familien- oder andere Beinamen, geographische Bezeichnungen), Titel, Ämter und Invokationen zugrundeliegen, sondern auch gute Wünsche (wie etwa das päpstliche *bene valete*), und manch Anderes ist denkbar. Hier ist noch viel an seriöser Forschung von Nöten.

Werner Seibt

Robert FEIND, *Byzantinische Siegelkunde. Eine Einführung in die Sigillographie von Byzanz. (Regenstauf)*: H. Gietl Verlag, Edition Münzen und Sammeln 2010. 209 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-86646-831-3.

Für den Rezipienten klingt der Titel des Werkes beeindruckend und vielversprechend, zumal bisher nichts dergleichen in einer westlichen Sprache erschienen ist¹. Inhaltlich handelt es sich um Kenntnisse, die der Autor, ein Psychoanalytiker

und immerhin begeisterter Sammler byzantinischer Bleisiegel (vgl. die Rezension von W. Seibt in diesem JÖB-Band 252–253 zu einer weiteren Monographie von Feind über die byzantinischen Monogramme), aus Vorlesungen von Claudia Sode gewonnen bzw. sich aus eigener Lektüre angeeignet hat, ohne diese stets kritisch anwenden zu können. Das Buch richtet sich hauptsächlich an Sammler und Studenten, um ihnen einen „Einstieg in die Thematik“ (9) der Siegel zu verschaffen, ein positiv zu bewertender Ansatz, der aber mangels der notwendigen fachmännischen Voraussetzungen nur zum Teil erfüllt werden konnte.

Im Vorwort (9) wird angeführt, dass die Einleitung im Ausstellungskatalog von W. SEIBT – M. L. ZARNITZ, *Das byzantinische Bleisiegel als Kunstwerk* (erschienen Wien 1997 und nicht 1988) einer Einführung sehr nahe kommt. Die bisher beste Arbeit auf diesem Gebiet stammt von J.-Cl. CHEYNET, *Introduction à la sigillographie byzantine*, in: IDEM, *La société byzantine. L'apport des sceaux, I–II*. Paris 2010, 1–89; sie wird als solche nicht erwähnt, obwohl die sie enthaltende Monographie von Cheynet im Abkürzungs- und Literaturverzeichnis angeführt ist (14). Bereits diese Bibliographie weist diverse Mängel bzw. Fehler auf. Als Beispiele seien angeführt: i) Die Verfasser von *Die byzantinischen Bleisiegel in Österreich. Teil 2. Zentral- und Provinzialverwaltung*. Wien 2004 sind A.-K. WASSILIOU und W. Seibt; ii) grundlegende Publikationen in neugriechischer Sprache sollten zumindest in runden Klammern als solche zitiert werden (I. G. LEONTIADIS, *Μολυβδόβουλλα του Μουσείου Βυζαντινού Πολιτισμού Θεσσαλονίκης*. Thessaloniki 2006) und nicht nur in englischer Übersetzung; iii) A.-K. WASSILIOU – M. L. ZARNITZ, *Fünf unedierte byzantinische Bleisiegel mit metrischen Legenden*. *BZ* 92 (1999) 80–88 und W. SEIBT – A.-K. WASSILIOU, *Spätbyzantinische metrische Siegellegenden*, in: *Geschehenes und Geschriebenes. Studien zu Ehren von Günther S. Henrich und Klaus-Peter Matschke*, hrsg. von S. KOLDITZ – R. C. MÜLLER. Leipzig 2005, 135–147 sollten unter d) metrische Siegel angeführt sein. Eine Vorarbeit zum *Corpus byzantinischer Siegel mit metrischen Legenden* seitens der Rezensentin (A.-K. WASSILIOU-SEIBT, *Corpus der byzantinischen Siegel mit metrischen Legenden. Teil 1: Einleitung, Siegellegenden von Alpha bis inklusive My* [*WBS* 28/1]. Wien 2011) bildet deren unpublizierte Dissertation „Byzantinische Siegel mit metrischen Legenden österreichischer Sammlungen. Wien 1998“; iv) Der wichtige Aufsatz von J.-Cl. CHEYNET, *Par saint Georges, par saint Michel*, in: IDEM, *Société* 285–305 fehlt bei Punkt e) ausgewählte Literatur zu ikonographischen Siegeln (17–18). Auch H. HUNGER, *Heimsuchung und Schirmherrschaft über Welt und Menschheit: Μητήρ Θεοῦ ἢ Ἐπίσκοπος*. *SBS* 4 (1995) 33–42 findet sich hier nicht, dafür aber N. SEIBT, *Die Ikonographie auf byzantinischen Siegeln*. *SBS* 9 (2006) 169–184, deren Aufsatz keine Ergebnisse zur Ikonographie enthält; v) *SBS* 7 (2002) wurde von W. Seibt herausgegeben; und vi) unter f) ausgewählte Literatur zu verschiedenen Themen (18–19) wäre noch A.-K. WASSILIOU – H. HARRAUER, *Siegel und Papyri. Das Siegelwesen in Ägypten von römischer bis in früharchaische Zeit* (*Nilus* 4). Wien 1999 anzuführen, wo Tonsiegel aus Ägypten ediert und kommentiert werden.

Die Gliederung des Buches in zwei Hauptteile ist gut, die einzelnen Kapitel weisen aber etliche Fehler und Schwächen auf, die ich nur kurz anreißen werde. I. Einführungsteil zur byzantinischen Sigillographie ist in vier Kapitel gegliedert, die

¹ In neugriechischer Sprache wurde ein ähnlicher Versuch unternommen, der dem Niveau einer Seminararbeit entspricht: D. TSOUKARAKES, *Εισαγωγή στη Βυζαντινή Σφραγιδογραφία*. Athen 1999. 93 S. (ISBN 960-7420-55-1).

zum Großteil auf den einleitenden Abschnitten federführender Siegelkataloge, wie *Catalogue of Byzantine Seals at Dumbarton Oaks and in the Fogg Museum of Art. I–III*, ed. J. NESBITT – N. OIKONOMIDES bzw. *IV–V*, ed. E. MCGEER – J. NESBITT – N. OIKONOMIDES und *VI*, ed. J. NESBITT with the assistance of C. MORRISON. Washington, D. C. 1991–2009; W. SEIBT, *Die byzantinischen Bleisiegel in Österreich. Teil 1. Kaiserhof*. Wien 1978 sowie SEIBT – ZARNITZ, *byzantinische Bleisiegel als Kunstwerk* basieren.

Zu 1. Allgemeines zu byzantinischen Siegeln (Vorgeschichte des Siegelns, zum Begriff Siegel, womit, wie und wozu wurde gesiegelt, Stilistik der Siegel, Siegelinhaber, Siegel als Kunstgegenstand, Fundorte, Sammlungen, Editionen, Bibliographien) (33–47) sei vermerkt, dass die Privatsammlung George Zacos (45) seit 1998 nicht mehr existiert. Sie wurde von der Witwe Jeanette Zacos aufgelöst, der Löwenanteil ging an die Bibliothèque Nationale de France (Paris), die somit nunmehr über die drittgrößte Siegelsammlung der Welt verfügt. Père V. Laurent war mit seinem Corpus bahnbrechend in der methodologischen Bearbeitung der Siegel, weil er neue Ansätze schuf, auf die man ein solideres Grundgerüst in der Forschung aufbauen konnte.

Es folgen die Kapitel 2. Erwerb, Konservierung und Pflege (48–52) und 3. Deskription, Lesung und Datierung (53–66), wobei 3.2.7 Schema zur Datierung byzantinischer Bleisiegel und 3.2.8 Anmerkung zur Datierung aus einem sehr bescheidenen und engen Blickwinkel resultieren. Der Versuch von F(eind), zeitlich verbindliche „Standardregeln“ bzw. „Merkmale“ für die Datierung auf kürzere Zeitspannen herauszuarbeiten, bleibt Stückwerk. Mehrere Schwächen zeigen sich bei der Klassifizierung der Darstellung der Theotokos – in 3.2.8 h) Ikonographie der Gottesmutter (70–71) –, da nicht zwischen Typen der Darstellung und Beinamen der Gottesmutter allgemein unterschieden wird. So sind Typ Mesites (70) und Typ Kyriotissa (71) irrelevant, es handelt sich um Beinamen; Typ der betenden Gottesmutter (*Virgo orans*) (70), hat die Hände nicht „vor der Brust gefaltet“ (die älteren Belege sind übrigens Büsten); Typ Blachernitissa im Minimalorantengestus (71) gibt es nicht, es handelt sich um die Theotokos mit beiden Händen vor der Brust in einer reduzierten Orantenhaltung, wofür H. HUNGER, *Zur Terminologie der Theotokosdarstellungen auf byzantinischen Bleisiegeln*. *Aachener Kunstblätter* 64 (1994) (= Festschrift H. Fillitz) 131–142 die Bezeichnung „Minimalorantengestus“ vorschlug; Typ Episkepsis (71) setzt erst um 1060 ein. Zu 3.2.8 i) Ikonographie der Kaisersiegel (72) ist festzuhalten, dass nach der Wiederherstellung der Bilderverehrung (843) Christus zunächst als Büste abgebildet wird, dann thronend und zuletzt als Standfigur. Auf byzantinischen Kaisersiegeln ist ausschließlich griechische Schrift erst unter Isaakios Komnenos (1057–1059) anzutreffen.

Nun zu Kapitel 4 Historische Einordnung (73–123). Der einleitende Satz von 4.3. „Byzantinische Familiennamen tauchen ab dem 9. Jh. zunächst als Beinamen auf den Siegel auf“ (79) ist ein Widerspruch in sich. Erst im 11. Jahrhundert kann man in der Regel von Familiennamen auf Siegen sprechen, einzelne Beispiele aus früherer Zeit sind die Ausnahme (s. *PmbZ*, s. v. Xylinites; W. SEIBT, Beinamen, Spitznamen, Herkunftsnamen, Familiennamen bis ins 10. Jahrhundert: Der Beitrag der Sigillographie zu einem prosopographischen Problem. *SBS* 7 [2002] 119–136). Die Familiennamen stehen gemeinhin am Ende des Textes im Dativ (s. Aufbauformular),

nur vereinzelt im Akkusativ oder Nominativ (wenn das Aufbauformular nicht befolgt wird). Bei metrischen Inschriften gibt es diesbezüglich keine Regel, weder in der Satzordnung noch in der Wahl des casus. Die Siegel mit Familiennamen aus der *Ermिताž*² (80) hat eigentlich W. Seibt bearbeitet, V. S. Šandrovskaja stellte das Material zur Verfügung und machte eine provisorische erste Transkription (vgl. das Vorwort von W. Seibt). 4.3.2. Kategorien von Familiennamen (81–83) weist eine Reihe von Tipp- bzw. Flüchtigkeitsfehlern auf, so *Μανουαλίτης* statt *Μανουηλίτης*, *Ζυναχερίς* statt *Συναχερίς*, *Μουζάκης* ist nicht albanisch, sondern armenisch (vgl. *μουζάκιον*, *LBG*), das Suffix *-πουλος* bzw. *-πυλος* ist ein Deminutivum (z. B. *Argyropulos*, *Armenopulos*, *Saponopulos* [Sohn des Seifenhändlers]). 4.4.–4.6. Titel und Ämter (weltlich und kirchlich) (88–117), ist eine alphabetische Liste, die abgesehen von einigen grammatikalischen Fehlern (*τοῦ δεήσεως* statt *ἐπὶ τῶν δεήσεων*, *κλεισούραρχης* statt *κλεισουράρχης* oder *προνοτιῆς* statt *προνοητιῆς*) inhaltliche Schwächen aufweist, nicht zuletzt, weil sie auch Umschreibungen beinhaltet, wie *στρατηγέτης* (für einen höheren Militär), *θηπόλος* (allgemeine Bezeichnung für Kleriker), *καθηγητής* (*sic*) statt *καθηγέτης* („Vorsteher“, für den Abt eines Klosters).

II. Katalogteil (124–190) ist in thematische Einheiten gegliedert, die jeweils mit einem theoretischen Teil (14 Abschnitte, etwa 1. Vorläufer und Bleiplomben, 5. Siegel mit Bildern und Kreuzen) beginnen und einem praktischen schließen (ausgenommen natürlich 14. Psychologische Anmerkungen [187–190]), in dem – jeweils mit Nummer – gleichsam illustrierend Siegel aus dem Besitz des Autors präsentiert werden. Zu diesem zweiten Hauptteil seien folgende Bemerkungen erlaubt: Als „Ikonographische Siegel“ (bei F. Abschnitt 7 [154]) sind m. E. besser jene Bullen zu bezeichnen, die nur Darstellungen auf beiden Seiten ohne Text aufweisen, F. nennt sie „Anonyme Siegel“ (Abschnitt 9 [166]); Abschnitt 8 Metrische Legenden betreffend (161) erscheinen versifizierte Siegellegenden, fast ausschließlich Zwölfsilber, ganz selten Fünfzehnsilber, auf Siegeln meist kurz vor der Mitte des 11. Jahrhunderts. Nur einzelne Vertreter gab es schon früher, wobei die ältesten Exemplare aus dem frühen 8. Jahrhundert stammen (s. „Chronologische Eingrenzung“ in WASSILIOU-SEIBT, *Corpus der byzantinischen Siegel mit metrischen Legenden I* 33–35). Der byzantinische Zwölfsilber ist die Entwicklung (in Sinne einer Vereinfachung) des antiken iambischen Trimeters infolge des Übergangs von der quantifizierenden zur akzentuierenden Metrik. Grundlegend dazu ist noch immer P. MAAS, *Der byzantinische Zwölfsilber*. *BZ* 12 (1903) 278–323, den F. (161) nicht kennt und zum Versmaß dagegen auf die Grammatiken des Altgriechischen bzw. Snell verweist, was natürlich anachronistisch ist, weil diese eben nur den iambischen Trimeter erörtern. Zudem sollte man M. LAUXTERMANN, *The Spring of Rhythm. An Essay on the Political Verse and Other Byzantine Metres* (BV 22). Wien 1999 anführen. Positiv zu bewerten ist, dass F. auf das Problem der zunehmenden Fälschungen auf dem Markt in einem eigenen Abschnitt (179) eingeht und die

² V. S. ŠANDROVSKAJA – W. SEIBT unter Mitarbeit von N. Seibt, *Byzantinische Bleisiegel der Staatliche Eremitage mit Familiennamen. 1. Teil. Sammlung Lichačev – Namen von A bis I* (*Veröffentlichungen der Kommission für Byzantinistik X/1*). Wien 2005.

Sammler davor warnt. Zu Nr. 7) wären als alternative Lösungsmöglichkeiten auch anzuführen Anastasios, Euantios oder Sentianos (im Genitiv); Nr. 17) s. zuletzt J. NESBITT – A.-K. WASSILIOU-SEIBT – W. SEIBT, Highlights from the Robert Hecht Jr. Collection of Byzantine Seals. Thessaloniki 2009, 19 (nach Nummern zitiert); Nr. 18) Am Beginn der ersten erhaltenen Zeile des Rv lies β(ασιλικῶ). Darüber ist noch eine volle Zeile anzunehmen, die den Vornamen beinhaltet hat; Nr. 19) liegt deutlich vor Mitte des 11. Jahrhunderts; Nr. 20) ist zu datieren auf 1040/1080; statt *epi ton oikeion* lies *epi ton oikeiakon*; Nr. 24) bietet keine metrische Legende; als Lesung schlage ich vor: Av: Σφραγίς, σῶζ(ε) τῶ Μι(χαήλ) Λαζαρ(ί) τζ(η). Rv: Φυλάττου (sic, statt φύλαττε) με, ᾧ συνώ(νυμε), (ι) (κε)σί(α)ς. „Siegel, rette den Michael Lazaritzes. Wache über mich, Namensvetter, durch (deine) Fürbitten“ (Datierung ins spätere 11. Jahrhundert). Etymologisch ist die Verbindung von Lazaritzes mit Zaritzes keineswegs möglich (163); Nr. 27) letztes Drittel des 11. bis 12. Jahrhundert.

III. Anhang (191–197) reproduziert eingangs die epigraphischen Tafeln von N. ΟΙΚΟΝΟΜΙΔΗΣ, A Collection of Dated Byzantine Lead Seals. Washington, D.C. 1986, und die häufigsten Typen von Anrufungsmonogrammen gemäß Laurent. Das darauffolgende „Schema zur Datierung der Siegel“ hätte man in dieser Form besser unterlassen sollen, weil es oberflächlich und ungenau ist. Das Buch schließt mit ausführlichen Indizes (Personen, Titel und Ämter, geographische Orte, metrische Legenden, Darstellungen), die einheitlich im Nominativ stehen sollten (Der Autor kombiniert hingegen den Nominativ mit dem Dativ, etwa 203: Blangas, Leon στρατηγῶ ἀναγραφῆ Σελευκείας statt Blangas, Leon στρατηγός, ἀναγραφῆς Σελευκείας).

Ich begrüße und lobe sehr das Interesse von F. für die byzantinischen Siegel, er möge aber zugleich zur Kenntnis nehmen, dass Verfassen wissenschaftlicher Monographien über Siegel eine effizientere, tiefergehende Auseinandersetzung mit dem Gegenstand „Sphragistik“ erfordert und Spezialisten überlassen werden sollte.

Alexandra-Kyriaki Wassiliou-Seibt

Dorotei GETOV, A Catalogue of Greek Liturgical Manuscripts in the «Ivan Dujčev Centre for Slavo-Byzantine Studies» (OCA 279). Rom: Pontificio Istituto Orientale 2007. 618 S. ISBN 978-8-7210-358-4.

Der vorliegende Band ist der zweite bisher erschienene thematische Katalog von Handschriften des Ivan-Dujčev-Zentrums für Slavo-Byzantinische Studien. Er behandelt die 148 liturgischen Handschriften der genannten Sammlung; darunter sind sowohl für den liturgischen Gebrauch bestimmte Bücher als auch Miszellenhandschriften zu finden, die u.a. *Officia* oder einzelne Hymnen beinhalten. Die Beschreibung folgt den Prinzipien, die H. Hunger und seine Mitarbeiter für den Handschriftenkatalog der ÖNB entwickelt haben. In der folgenden Besprechung werde ich mich nicht mit paläographischen und kodikologischen Fragen befassen, sondern mich auf die Inhaltsangabe der Codices konzentrieren.

Liturgische Handschriften werden in den Katalogen oft stiefmütterlich behandelt. So beschränken sich Inhaltsangaben nicht selten auf „Menaion Juli–August“ oder „Euchologion“. Dabei bleibt die Struktur des jeweiligen Buches unbeachtet. Jedoch lassen sich nach der auch von G(etov) zitierten Formulierung von Hannick „kaum zwei im Aufbau und Inhalt identische Handschriften finden“¹. Darüber hinaus bleiben auch unbekannt oder unedierte Texte weiter versteckt. Freilich ist es bei einem noch wenig studierten Material und bei oft sehr kurzen Texten nicht einfach, einen Mittelweg zwischen zu vielen Details und zu wenig Information zu finden.

G. ist es gelungen, eine sinnvolle Methodik zu entwickeln, um eine ausführliche Inhaltsangabe möglichst ökonomisch zu gestalten. Im Euchologion oder in Miszellenhandschriften werden die einzelnen Gebete und Hymnen mit dem konventionellen englischen Titel und der griechischen Überschrift aufgelistet. Im Fall von Parakletike, Menaion, Triodion, Pentekostarion und Horologion werden die Feste und Gottesdienste mit englischem Titel und griechischer Überschrift erwähnt. Der Aufbau der Gottesdienste wird nur ausnahmsweise beschrieben; von den einzelnen Hymnen wird meistens nur der Kanon, wenn vorhanden, erwähnt. G. verzichtet größtenteils auf die Erwähnung von Stichera. Das ist im Fall der unedierten Stücke besonders bedauerlich, aber unter den gegebenen Umständen verständlich; denn die Stichera sind als Texte noch kaum erforscht. Die edierten einzelnen Gebete und Hymnen werden mit dem Verweis auf die Ausgabe, die unedierten mit Incipit zitiert. G. zeigt sich auch bei alten und schwer zugänglichen Drucken sowie liturgischen Handschriften gut informiert.

In der Beschreibung der Synaxarien verweist G. mit Hilfe einer eigenen Nummerierung auf die einzelnen Texte in der Ausgabe des Synaxarium Constantinopolitanum²: Er verwendet nicht jene von Delehaye, sondern nummeriert die Texte in der Reihenfolge, in der sie in der jeweils zitierten Familie im Apparatus *Synaxaria selecta* vorkommen. Dadurch werden auch Texte nummeriert, die nur in diesem Apparatus erscheinen und daher keine Nummer in der Delehaye-Ausgabe haben.

Der Handschriftenbeschreibung folgt der allgemeine Index (523–593). Dieser umfasst Einträge, die üblicherweise in getrennten Indices vorkommen: etwa folgt nach „Abramios, saintly father. Office for“ „Acrostics of unedited Canons“. Unter diesem Eintrag sind die griechischen Akrostichides in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet. Ein Incipitarium für unedierte und unidentifizierte Texte schließt den Band ab (595–618). Letzteres ist erfreulicherweise ziemlich umfangreich und bietet einige Ergänzungen zum Ταμείον ἀνεκδότων βυζαντινῶν ἁσματικῶν κανόνων von E. Papailiopolou-Fotopoulou. Das lässt die Bedeutung einer ausführlichen Beschreibung liturgischer Handschriften klar erkennen.

Unter den wenigen Kritikpunkten ist eine gewisse Inkonsequenz bei der Wiedergabe griechischer Namen zu

¹ Ch. HANNICK, Studien zu den griechischen und slavischen liturgischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek (BV VI). Wien 1972, 14 (zitiert auf 12, Anm. 29).

² Synaxarium Constantinopolitanum, Propylaeum ad Acta Sanctorum Novembris, ed. H. DELEHAYE. Brüssel 1902.

nennen. Das trifft vor allem lateinisch-stämmige Namen, bei denen es, zugegebenermaßen, oft schwer ist, eine akzeptable Lösung zu finden. So wird Κλήμης mit Clement, aber Πούδης mit Poudes wiedergegeben, Κιντιλιανός mit Quintilianos usw. Auch eine gelegentliche Vereinfachung bei der Übersetzung von Überschriften ist festzustellen. So werden auf 159 zwei Gebete mit den Überschriften Εὐχή εἰς τὸ στήσαι τόξον πλοίου und Εὐχή εἰς τὸ κατασπάσαι πλοίων durch „Prayer for the blessing of a ship“ übersetzt.

Die liturgischen Handschriften können nur dann für die Philologie oder die Liturgik verwendet werden, wenn ihr Inhalt durch einen ausführlichen Katalog bekannt gemacht wird; denn es ist praktisch unmöglich, sich alle unter „Menaion“ oder „Synaxar“ eingetragenen Handschriften anzusehen, mit der Hoffnung, eine von ihnen könnte einen bestimmten Text überliefern oder eine bestimmte Struktur aufweisen. Mit G.s Katalog können die liturgischen Handschriften des Ivan-Dujčev-Zentrums von der Fachwelt entschieden besser benutzt werden.

Eireni Afentoulidou-Leitgeb

Dorotei GETOV, *A Catalogue of Greek Manuscripts in the Scientific Archives of the Bulgarian Academy of Sciences*. Sofia: Bulgarian Academy of Sciences, Institute for Literature “Boyan Penev” 2010. 59 S., 40 plates. ISBN 978-954-8712-64-4.

In diesem schmalen Bändchen legt D. G(etov), der bereits durch umfangreiche Katalogisierungsarbeiten wissenschaftlich ausgewiesen ist³, einen Katalog der 22 griechischen Handschriften und Handschriftenfragmente im Archiv der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften in Sofia vor, der auf einer Vorveröffentlichung im Jahrbuch der Österreichischen Byzantinistik aufbaut⁴. Auf eine knappe, aber alle erforderlichen Angaben enthaltende Einleitung (7–11), in der hauptsächlich die Provenienz der Handschriften und die Geschichte ihrer Wiederentdeckung geschildert wird – der Hauptteil stammt aus dem Nachlass bulgarischer Gelehrter und den Beständen des Klosters der Muttergottes Eikosiphoinissa (Drama: Codices 11, 12, 14 und 21) – folgen Abkürzungsverzeichnisse (12–16) und eine Übersichtstabelle mit knapper Datierungs- sowie Inhaltsangabe aller Codices (17). Erschlossen wird der Band durch detaillierte Indices (51–59); beigegeben sind dankenswerterweise auch 40 Tafeln (davon zwei in Farbe), die alle wichtigen Hände dokumentieren.

Vertreten sind Handschriften und Schriftstile des 11.–19. Jh., wobei postbyzantinische Codices deutlich in der Minderzahl bleiben. Zwei Handschriften sind datiert: Cod. 21 (ein Einzelblatt aus dem heutigen Codex Dujčev gr. 339) stammt aus dem Jahre 1285, Cod. 11 (Nomokanon) wurde von Parthe-

nios, dem Metropolitan von Philippoi, im Jahre 1600 subskribiert. Codex 2 (Gregor von Nazianz) ist verschollen und wurde anhand von Photographien beschrieben. Die Handschriften sind fast ausschließlich liturgischen, patristischen oder hagiographischen Inhalts; eine bedeutende Ausnahme bildet der Cod. 5, ein acht Pergamentblätter umfassendes Fragment des heutigen Par. suppl. gr. 1240 (ehemals im Vatopedi-Kloster, Athos) aus dem 12. Jh., der Teile der *Libri medicinales* des Aëtios von Amida enthält (Tf. 6–6A) und textgeschichtlich bedeutend zu sein scheint⁵.

Die Katalogbeschreibungen, die dem Hungerschen Muster der Wiener Kataloge folgen und alle erforderlichen Angaben enthalten, sind gelungen; den positiven Eindruck bestätigt auch das gute, idiomatische Englisch – heutzutage keine Selbstverständlichkeit. Zu dieser Publikation muss dem Verfasser gratuliert werden; man kann nur die Hoffnung aussprechen, dass ihm die gewiss nicht optimalen Arbeitsbedingungen in Bulgarien erlauben, auch weiterhin auf dem Gebiet der Handschriftenbeschreibung tätig zu sein⁶.

Rudolf Stefec

⁵ Vgl. GETOV, *Fragmenta* (wie Anm. 2) 252–254.

⁶ Druckfehler sind nur gelegentlich anzutreffen (23, Z. 8 v. u. lies Κλήμεν[τος statt Κλήμην[τος; 27, Z. 3 v. u. lies ἀποβίωσιν statt ἀπολίωσιν; 28, Z. 1 ist zu tilgen [Dublette zu 27, Z. 1 v. unten]; 43, Z. 10 lies dix-huitième statt dix-huitième; 44, Z. 6 lies ἐκχυ]νόμενον statt ἐκχυ]νόμενον). Bei Codex 14 wäre angesichts der unklaren Lagenverhältnisse und der Anzahl beteiligter Hände eine detaillierte Aufschlüsselung der Wasserzeichen hilfreich gewesen (38).

Paul HETHERINGTON, *Enamels, Crowns, Relics and Icons. Studies on Luxury Arts in Byzantium (Variorum Collected Studies Series CS908)*. Farnham – Burlington: Ashgate 2008. xii and 314 p. with 138 b/w illustrations. ISBN 978-0-7546-5950-1.

As Paul H(etherington) states himself (Study IV 33), “il n’y a pas un seul œuvre d’art qui est sorti d’un vide.” All works of art, be they brilliant gold enamels or a comparatively modest relief marble well-head, are conceived, produced, circulated, and used under specific artistic and historical conditions. The search of context as a prerequisite for the better understanding and fuller appreciation of artistic production in Byzantium during the Middle and Late Byzantine periods constitutes a perennial research concern of H.s and provides the principal underlying theme that unites the eighteen studies collected in the volume under review.

These studies, ranging in date from 1978 (Study VI) to 2008 (Study XI, first publication), represent the author’s long-standing, fruitful engagement in the field of Byzantine minor arts and, above all, Byzantine enamel, in which H. is unquestionably one of the leading experts. What makes his contribution of particular significance is that he looks beyond the acknowledged beauty, brilliance and technical achievement of

³ D. GETOV, *A Catalogue of Greek Liturgical Manuscripts in the «Ivan Dujčev Centre for Slavo-Byzantine Studies» (OCA 279)*. Rom 2007.

⁴ D. GETOV, *Fragmenta Serdicensia Lost and Found. JÖB* 56 (2006) 245–260.

Byzantine enamels, in order to explore fundamental questions of production and ownership, distribution and modes of circulation, survival and loss, use and re-use, as well as the appreciation of Byzantine enamels both in Byzantine lands and beyond. In tackling these challenging issues he brings to bear not only his comprehensive and first-hand knowledge of the corpus of surviving Byzantine enamels, with informed analyses of technique, iconography, style and epigraphy, but also the testimony of a variety of written sources, Byzantine and non-Byzantine, including historical accounts, saints' lives, poetical works, wills, inventories, and sale transactions.

Studies I and II, though written 18 years apart, provide a general introduction to the production and use(s) of enamel in the Byzantine world, as well as to the more specialized studies that follow. In the first study, "Byzantine *cloisonné* enamel: production, survival and loss,"¹ which also comprises a very useful checklist of known extant Byzantine enamels with basic bibliographic references, H. stresses that observations on what constituted "normal practice" in Byzantine enamel production and what did not based solely on what has survived need to be reconsidered and qualified. Students of Byzantine enamel should take into account that what has come down to us constitutes only a small part of the total produced during the period of the manufacture of *cloisonné* enamel in Byzantium, which is generally thought to extend roughly from around 850 to around 1200. While it has always been assumed that the percentage of loss is high, H.'s study represents the first attempt to actually reach a reasonable estimate of the numbers involved, with some very interesting results. In Study II, the emphasis shifts from the scale of production (and loss) to the question of ownership and distribution of enamels in Byzantine society. Based on an examination of extant examples and of textual sources, the author adduces evidence which, while confirming the value of Byzantine enamel as a luxury medium, suggests a wider distribution for it, beyond the imperial palace and high ecclesiastical circles.

Indeed, as highlighted by the findings of Studies III and IV, though enamels were apparently much appreciated at court, they were not incorporated into the crowns of the Byzantine emperors, which, instead, were studded with precious and semi-precious stones and pearls. On the other hand, enamel plaques adorned crowns sent as diplomatic gifts to neighbouring rulers and H. proposes an ingenious hypothesis why this was so: beyond their potential of carrying a clear political message through their iconography, Byzantine enamels, though spectacular and luxurious in appearance, were less valuable than precious stones and, consequently, less likely to be liquidated by the intended recipient for monetary gain, thus becoming ideal as vehicles for Byzantine diplomacy.

Most of the remaining studies in the volume concern individual objects or collections of objects, products of the enameller's and the silversmith's art. Some are Byzantine in origin, such as the cross-reliquary at Esztergom, Hungary (Study IX), the revetment of the famous Mandyliion icon in the church of Saint Bartholomew of the Armenians in Genoa (Study XIV), and the exquisite enamel pendant triptych of the *proedros* Constantine (Study XIII, in collaboration with

D. BUCKTON).² Special mention should be made of the group of five Byzantine reliquaries in the Hospital of Santa Maria della Scala in Siena, which, as HETHERINGTON convincingly argues, originated from the collection of the imperial palace in fourteenth-century Constantinople (Study VII). Others are revealed to be complex, composite works, incorporating Byzantine or "Byzantinizing" enamels, often in second use and derived from more than one sets, the initial character and function of which usually escape us. They include the impressive book-cover of a Byzantine lectionary in the Biblioteca Comunale degli Intronati in Siena (Study VI), the book-cover of the Gospels of Prince Mstislav of Kiev (Study X), the mitre of the Linköping Cathedral, Sweden (Study XI), the revetment of the icon of Christ the King of Glory in the Greek Patriarchate in Jerusalem (Study XII),³ the cross-reliquary from the Treasury of the Prieuré d'Oignies, now in Namur, Belgium (Study XV), and the cross of Závíš at the Monastery of Vyšší Brod, Czech Republic (Study XVI). In each case, H. provides a detailed analysis of the object under consideration, with all technical information conveniently collected in an appendix at the end, and a critical survey of earlier literature, before proceeding to investigate the circumstances under which it came into being, its envisioned function and its significance for its owner(s) over time. His enquiries, at the same time, lead him to address, with the appropriate thoughtfulness and circumspection, more general issues regarding, for example, the presence and origins of enamels in Late Byzantine Constantinople (cf. also Study V), the possibility that the production of enamel continued in the imperial capital post 1204, and the appropriation and potential impact of Byzantine art-forms in non-Byzantine contexts (cf. also Studies VIII and XVII).

All in all, this is a very useful and thought-provoking collection of studies for those interested in the Byzantine "luxury arts" and their diffusion during the Middle and the Late Byzantine periods, not only because of the fascinating objects, some still not very well-known, opportunely presented here together, but also because of the many valid methodological and research questions it poses, which future work in the field needs both to acknowledge and address.

Maria G. Parani

¹ Figure 1 of Study I is missing.

² The authors date the pendant of Constantine to the later 12th century on stylistic grounds and despite the fact, also acknowledged by them, that "lay proedroi did not exist after c. 1150" (Study XIII 10). In my opinion, the mantle and headdress of the donor, as portrayed on the pendant, suggest an 11th- rather than a 12th-century date.

³ Judging by the attributes they are carrying, the two "soldiers" on plaque 10 of the icon-frame in Jerusalem (Study XII 37, fig. 4) could be identified with the men bearing the sponge and the spear, in accordance to the gospel narrative of the Crucifixion.

Byzantine Art: Recent Studies. Essays in Honor of Lois Drewer, ed. Colum HOURIHANE (*Medieval and Renaissance Texts and Studies* 378 = *Arizona Studies in the Middle Ages and the Renaissance* 33). Princeton, N.J. – Tempe, Arizona: Brepols Publishers 2009. XX + 197 S. ISBN 978-0-86698-424-3.

Der Lois Drewer gewidmete Band umfasst neun Aufsätze zur byzantinischen Kunst. Es handelt sich, wie der Zusatztitel deutlich macht, um aktuelle Studien zur Ikonographie, die bei einer Konferenz mit dem Titel „Arts of the East: Byzantine Studies in Princeton“ 2008 präsentiert wurden. Die Untersuchung der Bestände des Index of Christian Art, des reichen ikonographischen Archivs von Princeton, dessen Mitarbeiterin Drewer ist, ermöglichte diese Reihe neuer Forschungsergebnisse sowohl zu speziellen wie auch zu allgemeineren Themen der byzantinischen Ikonographie. Nach dem Vorwort des Herausgebers folgen Informationen zu den Autoren des Bandes.

Der Beitrag von S. Čurčić, „Representations of Towers in Byzantine Art: The Question of Meaning“ (1–37), untersucht die relativ selten vorkommenden Darstellungen von Türmen und ihre Bedeutung. Ziel des Verf. ist darzulegen, dass sie nicht nur eine ikonographische, sondern auch im Laufe der Zeit eine symbolische Bedeutung annehmen. Türme erscheinen in der Spätantike als Teile von Befestigungen, im Aufsatz fokussiert der Verf. allerdings auf ihre Darstellung in anderen Zusammenhängen, um ihre breiten Einsatzmöglichkeiten zu demonstrieren. Eine wichtige Veränderung findet im 5. Jahrhundert statt, als Türme als Teil der sakralen Architektur erscheinen, was einer parallelen Entwicklung in der christlichen Architektur entspricht (v.a. in Syrien). Abgesehen von dem Wert solcher Darstellungen als „Dokumente“ gewinnt jedoch die Darstellung von Türmen im theologischen Kontext eine zunehmende symbolische Bedeutung. Für die Transformation von *Darstellungen von Städten* in *Städtesymbole* führt Čurčić überzeugend die Darstellungsweise Jerusalems im Madaba-Mosaik (6. Jh.) und ihre symbolische Darstellungsweise im Mosaik der Stephanskirche in Umm er-Rassas (8. Jh.) als Beispiel an. Der prominent platzierte Turm hinter der Anastasis-Rotunde im letzteren Mosaik, womit der Davids Turm in Jerusalem gemeint ist, birgt die bekannte Assoziation zwischen David und Christus und bildet eine Metapher für den Wunsch des Menschen, den Himmel zu erreichen. Dieser Wunsch wird in der realen Architektur und in der Kunst durch turmförmige Einsiedeleien zum Ausdruck gebracht. Mehrere symbolische Darstellungen von Türmen bietet der Chludov-Psalter aus dem 9. Jahrhundert, in dem Türme u.a. als Symbol für die Gottesmutter bzw. für Sion verwendet werden. Ein ähnliches Konzept und Verständnis liegt auch auf der Gestaltung dreidimensionaler Objekte zugrunde, die die Form eines Turmes aufweisen, wie das Holzkreuz in Berlin (1566) oder eine Reihe von Basen für Prozessionskreuze.

Einigen illustrierten Handschriften mit dem Werk des Ioannes Klimakos widmet sich N. P. Ševčenko in ihrem Beitrag „Monastic Challenges: Some Illustrated Manuscripts of the Heavenly Ladder“ (39–62). Nach allgemeinen Informationen zu Autor, Werk, Quellen und Handschriftenüberlieferung

widmet sich die Verf. ausgewählten illustrierten Handschriften dieses Textes. Diese datieren ab dem 10. Jahrhundert. Wie J.R. Martin in seiner Monographie aufzeigen konnte, sind die Miniaturen dieser Handschriften, anders als in anderen Buchgattungen, nicht auf einen gemeinsamen Archetypus zurückzuführen, sondern unabhängig voneinander entstanden. Ein Kopierverhältnis scheint zwischen dem frühen Codex Sin. gr. 417 (10. Jh.) und dem unpublizierten Codex Patmos 121, die außergewöhnliche Darstellungen der himmlischen Leiter beinhalten, bestanden zu haben. Beide unterscheiden sich im Konzept auch von allen anderen bekannten Handschriften, für die Mönche auf der Leiter typisch sind. Der Beitrag konzentriert sich sodann auf drei bekanntere Handschriften, die ebenfalls untereinander im Illustrationssystem und v.a. in der Aussageintention differieren. Diese analysiert die Verf. sehr überzeugend. Der Codex Princeton, Garrett 16 (dat. 1081) legt den Fokus auf das eremitische Leben, während im Vat. gr. 394 (11. Jh.) die Mitglieder der klösterlichen Gemeinschaft im Vordergrund stehen. Der Sin. gr. 418 wiederum zeichnet sich durch die starke Präsenz von Laien in den Miniaturen aus. Die Verschiebung in der Aussageintention ist vor dem Hintergrund des jeweiligen Entstehungskontextes bzw. im Kontext der aktuellen theologischen Diskussionen und Auffassungen bezüglich des Klosterlebens im Vergleich mit dem Eremitenleben zu sehen, wobei jene des Codex in Garrett in dieser Hinsicht ein Rätsel bleibt. Der Beitrag schließt mit Ausführungen zum Zeitpunkt der Verwendung des Textes im klösterlichen Leben.

Im Zentrum des Beitrags von A. Cutler, „Legal Iconicity: The Documentary Image, the Problem of Genre, and the Work of the Beholder“ (63–79) steht das Chrysobull des Dionysius-Klosters, mit dem Alexios III. Komnenos 1374 dem Kloster Schenkungen machte. Die im Chrysobull enthaltene Darstellung mit dem Kaiserpaar wie auch verwandte Darstellungen in dieser Textgattung werden als Kunstobjekte meistens ausgeschlossen, womit die Frage nach ihrer Klassifizierung als Genrebilder zusammenhängt. Solche Bilder werden von Cutler hingegen als Ikonen verstanden, welche die Dokumente, in denen sie erscheinen, ergänzen. Die Untersuchung dieser Bilder unter Berücksichtigung von Stifterbildern in anderen Gattungen, wie im vorbildlich angesehenen Mosaik der Hagia Sophia in Konstantinopel mit Johannes II. Komnenos, führen zur Schlussfolgerung, dass es sich im Bild des Dionysius-Chrysobulls nicht bloß um eine Chiffre handelt, sondern dass es das Kaiserpaar bei der konkreten Schenkung an dieses bestimmte Kloster zeigt. Physiognomie und Kostüm des Kaiserpaars verstärken diese These. Entscheidend dabei ist aber vor allem die Rolle des Betrachters: Er wird aufgefordert, als Zeuge für den rechtlichen Akt der Schenkung zu fungieren. Insofern entsprechen die Darstellungen in Chrysobullen der Funktion der Miniaturen in anderen illustrierten Handschriften und sollten nicht als eine Sondergruppe behandelt werden.

C. Jolivet-Lévy untersucht in ihrem Beitrag „The Bahattin Samanlıği Kilisesi at Belisirma (Cappadocia) revisited“ (81–110) erneut die im Titel genannte kappadokische Kirche aus dem ausgehenden 10. oder beginnenden 11. Jahrhundert, die laut der kürzlich entdeckten Stifterinschrift von einem hohen militärischen Beamten gestiftet wurde. Nach Beschreibung der Siedlung und der Architektur der Kapelle stellt die Verf. die außergewöhnlichen ikonographischen Merkmale der Wandmalereien heraus, die zusammen mit den ungewöhnli-

chen Beischriften der Szenen und dem Bildprogramm die Vermutung erlauben, dass es sich bei der Kapelle um eine Grabkapelle handelt. Die Malereien verbinden lokale und konstantinopolitanische Elemente, die von Jolivet-Lévy auf den Einfluss des Stifters zurückgeführt werden. Die Verf. erwägt die Zuschreibung der Malereien dieser Kirche an die gleiche Werkstatt, welche auch die Malereiausstattung der Karagedik Kilise ausführte. Problematisch erscheint mir jedoch die Annahme, dass letztere Kirche vom gleichen Stifter gestiftet wurde. Dazu fehlen die Anhaltspunkte.

Der Beitrag von H. Maguire, „Moslems, Christians, and Iconoclasm: Erasures from Church Floor Mosaics during the Early Islamic Period“ (111–119) befasst sich mit ikonoklastischen Eingriffen in Fußbodenmosaiken von palästinensischen Kirchen im 8. Jahrhundert. Anhand der Marienkirche in Madaba, dessen Fußbodenmosaik im Naos damals durch ein ornamentales Mosaik ersetzt wurde, kann Verf. überzeugend darlegen, dass die Ersetzung des älteren, vermutlich eine Personifikation oder eine Tierdarstellung aufweisenden Mosaiks, nicht als Reaktion auf den Ikonoklasmus des Islam zu verstehen ist, sondern – entsprechend einer Stelle in den Akten des Konzils von 787 – als Ablehnung der paganen Idololatrie, mit der Personifikationen und Tierdarstellungen im Bilderstreit assoziiert wurden. Entscheidend hierfür ist der Hinweis der Mosaikinschrift auf die Existenz einer Darstellung der Gottesmutter mit dem Kind in der Apsis.

Mit ähnlichen Fragen beschäftigt sich E.C. Maguire in ihrem Beitrag „Muslims, Christians, and Iconoclasm: A Case Study of Images and Erasure on Lamps in the John Hopkins University Archaeological Collection“ (121–152). Es werden drei palästinensische Tonlampen aus dem 7./8. Jahrhundert besprochen, bei denen figürliche und andere Darstellungen, denen die Verf. eine symbolische, teilweise apotropäische Funktion zuschreibt, entfernt oder überarbeitet wurden. Diese Eingriffe werden als ikonoklastische Eingriffe der Muslime interpretiert. Zu fragen ist freilich, ob es sich tatsächlich um absichtliche Zerstörungen bzw. Veränderungen handelt.

Der Beitrag von R. Ousterhout, „Byzantium Between East and West and the Origins of Heraldry“ (153–170) geht dem Phänomen der Heraldik und der Frage nach, ob in Byzanz derartige Zeichen benutzt wurden, um individuelle Identität und sozialen Status auszudrücken wie im Westen ab dem 12. Jahrhundert. Zu diesen heraldischen Zeichen gehören v.a. der seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert verwendeter (Doppel-) Adler und das ab dem 13. Jahrhundert belegte sogenannte Beta-Kreuz. Auch wenn diese im Westen als Wappenzeichen verstanden wurden, handelt es sich bei ihnen nicht um solche im engeren Sinne, da sie in Byzanz nicht kodifiziert waren und keinen bestimmten Familien oder Dynastien zugeordnet werden können, sondern in vielen Zusammenhängen erscheinen, um soziale Exklusivität auszudrücken. Am besten entspricht der westlichen Praxis die Benutzung von Monogrammen, die meistens in Kombination mit heraldischen Zeichen auftreten. Ousterhout kommt schließlich zum Ergebnis, dass die Entwicklung eines Vokabulars von Insignien mit Macht- und Statuskonnotationen ihren Ursprung in der kulturellen Interaktion zwischen Byzantinern, Muslimen und Abendländern während der Kreuzzüge hatte.

In ihrem Beitrag „Manuscripts Speaking: The History of Readership and Ownership“ (171–184) befasst sich Sofia Kotabassi mit den verschiedenen Notizen von Schreibern, Besit-

zern und Lesern der griechischen illuminierten Handschriften der Princeton University. Sie geben interessante Einblicke in die Geschichte dieser Manuskripte und ihre Benutzung von der Mitte des 10. bis ins 20. Jahrhundert hinein und sind insofern auch für die Kunstgeschichte von großer Bedeutung.

Don C. Skemer geht in seinem Beitrag „From Byzantium to Princeton: A Century of Collecting Greek Manuscripts“ (185–197) der Geschichte der Sammlung von griechischen Handschriften in Princeton nach. Deren Entstehung ist überwiegend dem passionierten Sammler R. Garrett (1875–1961) zu verdanken, welcher die Handschriften in einem Zeitraum von fünf Jahren v.a. aus dem Kunsthandel oder aus Klosterbibliotheken erwarb und Princeton schenkte. Unter einer Reihe privater Schenkungen sind besonders W. T. Scheide (1847–1907) und sein Sohn J. H. Scheide (1875–1942) hervorzuheben, die ihre Handschriften der nach ihnen benannten Bibliothek übergaben.

Insgesamt betrachtet liefern die Beiträge des Bandes eine Fülle von neuen Erkenntnissen und unterstreichen die Bedeutung des Index of Christian Art für die Untersuchung der byzantinischen Kunst im Allgemeinen.

Vasiliki Tsamakda

Henrik R. JOHNSÉN, *Reading John Climacus. Rhetorical Argumentation, literary Convention and the Tradition of monastic Formation*. Lund: Lund University 2007. XIV + 303 S. ISBN 978-91-977212-1-9.

Diese Dissertation betrachtet ein bedeutendes Werk der Kirchengeschichte von einer neuen Perspektive aus; während die „Leiter“ des Ioannes Sinaita bisher historisch und theologisch als Zeugnis der Geschichte des Mönchtums ausgewertet wurde, versucht der Theologe J(ohnsén), das Werk in literarischen Kategorien zu verstehen, insbesondere seinen Platz in literarischer Tradition und literarischem Kontext zu bestimmen und dadurch in der monastischen Tradition zu verorten (25f.). Die Fragestellung ist also in erster Linie eine literaturwissenschaftliche, erst dann eine kirchenhistorische; die historische Perspektive kommt erst im Gefolge der Analyse der sprachlich-stilistischen Mittel in den Blick.

Hauptziel des Buches ist es, die „Leiter“ (der Titel ist nicht sicher überliefert, 15f., nennen wir es nach der Forschungstradition so, vgl. „Ladder“ bei J.) als „a highly elaborate literary work“ (197) mit gezieltem Einsatz rhetorischer Figuren und überlegter Gliederung zu erweisen statt als eine bloße Zusammenfassung und Synthese der vorangehenden monastischen Tradition. Dieses Ziel verfolgt es, indem nach einer Einleitung (1–29) die Untersuchung in vier Kapiteln entfaltet wird, deren Ergebnis dann in Schlussfolgerungen (278–285) resümiert wird; beigegeben sind das Literaturverzeichnis (286–299) und eine schwedische Zusammenfassung (300–303).

Von den vier Hauptkapiteln, in denen sich die Untersuchung entfaltet, sind drei den Merkmalen rhetorischer Gestaltung, eines der Auseinandersetzung mit der literarischen Tradition gewidmet. Diese Kapitel gelten der Stringenz des Gedankengangs innerhalb kleinerer Textabschnitte („The Ladder and argumentation“, 30–122), den literarischen Gestaltungsele-

menten vor dem Hintergrund anderer literarischer Gattungen, namentlich der der gnomischen Sammlungen wie der „*Apophthegmata patrum*“ (diese in der systematischen Sammlung) („The Ladder, gnostic conventions and the moral treatise“, 123–162), den literarischen Gestaltungselementen nach den Kategorien von Hermogenes’ „Ideen“ und „Progymnasmatika“ und anderen spätantiken literaturtheoretischen Schriften, die in byzantinischer Zeit kanonischen Rang erhielten („The Ladder and literary style“, 163–195) und der Einordnung des Werks in die Tradition monastischer Literatur („The Ladder and the tradition of monastic formation“, 196–277). Dieses Kapitel handelt von der Bedeutung der Eigen- und Fremdzitate und traditioneller Muster („patterns“, 196–216); vergleicht den Aufbau der Stufen mit der der Systematischen Kollektion der „*Apophthegmata patrum*“ (216–239) und Schriften des Evagrius Ponticus (239–274).

J. führt mit seiner Arbeit Linien fort, die sein Doktorvater Samuel Rubenson (Lund) an anderen Texten angewendet hat, zuerst an den Briefen des Wüstenvaters Antonius, die er dem gebildeten Mönchtum der Nitrischen Wüste zuordnet (der Rezensentin nur in der 1. Auflage zugänglich: S. RUBENSON, *The Letters of St. Anthony. Origenist Theology, Monastic Tradition and the Making of a Saint* [*Bibliotheca historico-ecclesiastica Lundensis* 24]. Lund 1990). Entsprechend der literaturwissenschaftlichen Perspektive hat J. sich auch von Philologen beraten lassen, allen voran von dem Klassischen Philologen und ausgewiesenen Kenner der Spätantike und patristischen Literatur Tomas Hägg (Bergen).

Gerade angesichts der literaturwissenschaftlichen Fragestellung möchte man das Buch warm begrüßen, sind doch Werke der spätantiken christlichen Literatur zu lange ausschließlich als dogmatisch-theologische Zeugnisse befragt worden; es ist zu erwarten, dass ihre literarische Gestaltung wichtige Erkenntnisse über ihren historischen Ort und ihr intendiertes Publikum ermöglicht, die auch ihren Inhalt neu beleuchten. Bedauerlicher Weise löst J.s Monographie nur bedingt solche Erwartungen ein; die Ergebnisse, die er immer wieder sehr selbstbewusst ankündigt, enttäuschen, das Buch ist leider kein Modell für die literaturwissenschaftliche Fragestellung, der es nachgeht.

Nun ist die Frage, wie man sich literaturwissenschaftlich solchen Texten nähert, die bisher ausschließlich im Blick einer einzigen Fachdisziplin (wie hier der Theologie) stehen, für die Byzantinistik höchst aktuell. Gerade weil die Methoden noch nicht etabliert sind, soll das Verfahren des Buches hier eingehend diskutiert werden. In der hier folgenden ausführlichen Sichtung der einzelnen Kapitel muss die Kritik überwiegen. Es muss freilich auch festgehalten werden, dass J. vielfach dem Sinn eines Textausschnitts mit Sorgfalt und literarischem Gespür nachgeht und er einen weiten Horizont von Sekundärliteratur gerade der literaturwissenschaftlichen Betrachtung von Stilistik und Struktur herangezogen hat; nur hat er bei diesen Bemühungen insgesamt die falsche Richtung eingeschlagen, und das verlangt eine Konzentration auf das nicht Geglückte.

Eine zweite Perspektive ist am Beispiel dieser Dissertation exemplarisch zu verfolgen, die editionsphilologische: Welcher Text soll der Interpretation eines Werks zugrunde gelegt werden, wenn keine befriedigende Edition verfügbar ist? Die folgende Rezension erörtert beide Fragestellungen, die literaturwissenschaftliche (genauer gesagt literärästhetische) und die textphilologische, und schlägt dabei ein anderes Konzept vor.

Für diese umfassende Auseinandersetzung sei an den Anfang ein Beispieltext gesetzt, und zwar ein Auszug aus den Ausführungen über *ἀκηδία*, die für das Mönchsleben charakteristische Form der Melancholie (Stufe 13); an ihm lassen sich eine ganze Reihe von bei J. problematischen Aspekten zeigen, und er vermittelt einen guten Eindruck von der literarischen Eigenart der „Leiter“. Der Text ist an mehreren Stellen problematisch, die Übersetzung weicht von J.s Auffassung ab, dazu im Verlauf der Besprechung.

Griechischer Text nach J. 110 (zitiert mit J.s Paragrapheneinteilung, die der Übersetzung des Holy Transfiguration Monastery Boston folgt, XI): [Scala par. 13,9] Τὰ μὲν λοιπὰ πάθη μιᾶ τινι ἀρετῇ ἕκαστον αὐτῶν κατήργηται. Ἀκηδία δὲ τῷ μοναχῷ περιεκτικὸς θάνατος· [§ 13,10] ἀνδρεία ψυχὴ νοῦν ἀποθανόντα ἀνέστησεν· ἀκηδία δὲ καὶ ὀκνηρία ὄλον τὸν πλοῦτον ἐσκόρπισεν. [§ 13,11a] Ἐνὸς καὶ τούτου καὶ πάντων βαρυτάτου τῶν ὀκτῶ τῆς κακίας προστατῶν ὑπάρχοντος κατὰ τὴν ἐκείνων ἀκολουθίαν, καὶ ἐν τούτῳ ποιήσωμεν· Πλήν [J. ergänzt ἐτι] κάκεινο προσθήσομεν· [§ 13,11b] ψαλμῶδίας μὴ παρούσης, ἀκηδία οὐ φαίνεται· καὶ κανόνος τελεσθέντος ὀφθαλμοὶ διηνοίχθησαν. [§ 13,12] Ἐν καιρῷ ἀκηδίας, βιασταὶ φαίνονται (vgl. Mt 11,12)· οὐδὲν γὰρ στεφάνους προξενεῖ ὡς ἀκηδία μοναχῷ. [§ 13,13] Κατανόησον, καὶ εὐρήσεις αὐτὴν [αὐτὴν nach IGNATIOS ergänzt] ἐν τῇ στάσει τῶν ποδῶν παλαίουσαν· καὶ ἐν καθέδρᾳ τῷ τοίχῳ ἐπανακλίνεσθαι πείθουσιν· τὸν (sic, KM) κέλλης παρακύπειν προτρέπεται, ψόφους καὶ κτύπους ποδῶν ποιοῦσα· ὁ ἑαυτοῦ πενθῶν ἀκηδίαν οὐκ οἶδεν.

Meine Übersetzung: [§ 13,9] Die übrigen Leidenschaften werden jeweils durch eine einzige Tugend zunichte gemacht; die *ἀκηδία* jedoch ist für den Mönch ein Tod, der ihn ständig umfängt. [§ 13,10] Eine mannhafte Seele richtet die Vernunft wieder auf, wenn sie erstorben ist, *ἀκηδία* und Trägheit aber zerstreut allen Reichtum. [§ 13,11a] Da auch dieser (sic) eines der acht Hauptübel ist, und zwar unter ihnen (nach ihrer Reihenfolge) das schwerste, wollen wir auch sie abhandeln. <...> [vgl. unten] nur dass wir auch jenes anfügen: [§ 13,11b] Solange der Psalmgesang nicht gegenwärtig ist, tritt die *ἀκηδία* nicht in Erscheinung; aber nach dem liturgischen Gebet werden die Augen geöffnet. [§ 13,12] Zur Zeit der *ἀκηδία* zeigen sich die „Gewaltsamen“ (vgl. Mt 11,12); denn nichts verheißt einem Mönch solche Kränze wie die *ἀκηδία*. [§ 13,13] Achte darauf, und du wirst finden, dass sie mit dem Stand der Füße ringt und beim Sitzen zuredet, sich gegen die Wand zu lehnen; den Mönch in der Zelle bringt sie dazu, sich hinaus zu beugen, wenn sie Fußtritte und Trampeln erklingen lässt [vgl. unten zur Übersetzungsproblematik]. [§ 13,14] Wer über sich selbst trauert, kennt die *ἀκηδία* nicht.

J. will das Bild der „Leiter“ von der traditionellen Sicht auf die Entwicklung der monastischen Literatur befreien, in der sich literarische Formen allmählich aus mündlichen Formen entwickelten. Die Vorstellung, das Werk sei ungeplant, durch bloßes Zusammenwachsen der Tradition entstanden, sieht er als Vorurteil an. Das Werk ziele zwar auf diesen Eindruck, das aber sei die Wirkungsabsicht eines gezielt als „urwüchsig“ angelegten literarischen Werkes von „kunstvoller Ungeköstlichkeit“ und nicht Auswirkung einer durch Zusammenwachsen charakterisierten Genese. Sicher ist die „Leiter“ kein Stück „Volksliteratur“, das anonym entstanden und „zerlungen“ worden ist – doch kann J. beweisen, dass sie ein „re-fined literary text“ (6) ist?

Die schwerste Hypothek, die auf dem Buch liegt, ist sein monolithischer Begriff von Literarizität. Gegen ihn ist einzuwenden: Wer in der Spätantike oder im Byzantinischen Reich ein literarisches Werk verfasste, hatte eine bestimmte Ausbildung und hielt sich an bestimmte Leserwartungen; das literarische Mindestniveau war eine „literarische Koine“, zu deren stilistischem Profil ganz selbstverständlich bestimmte rhetorische Figuren und eine durchdachte Struktur des Aufbaus gehörten; anders wäre man zu dieser Zeit kein „Autor“. Insbesondere wenn die These stimmt, dass Johannes Climacus ursprünglich *σχολαστικός*, speziell Jurist, war (8 mit Anm. 31), kann man eine Ausbildung auch in diesen literarischen Grundregeln voraussetzen. – Die Möglichkeiten, den literarischen Anspruch über eine solche Koine hinaus zu steigern, umfassten jedoch ein weites Spektrum, daher sollte man äußerst vorsichtig sein, einem als „literarisch“ nachgewiesenen Werk gleich den höchsten Grad (stilistischer und struktureller) Elaboriertheit zuzuschreiben. Welchen literarischen Wert das Werk (in der Sicht des Zeitgenossen wie des heutigen Rezipienten) hat, ist damit keinesfalls schon entschieden, dazu später.

In der Einleitung zeichnet J. die Entwicklung der monastischen Literatur im Sinne der genannten Analyse von Samuel Rubenson. Vor dem Hintergrund der frühen Klosterbibliotheken (1f.) und der Alphabetisierung der Mönche (2) betont er die schriftliche Tradition neben der mündlichen (repräsentiert vor allem vom „Wort“ des Eremiten, literarisch tradiert in den „Apophtegmata patrum“, daneben in Kephalaia und Quaestiones-Literatur). J. reiht die „Leiter“ in diese schriftliche Tradition ein, die nicht erst durch Euagrius Ponticus begründet worden sei; für die Bildung der frühen Wüstenväter beruft er sich auf die von Rubenson analysierten Antonius-Briefe.

Im ersten Hauptkapitel, „The Ladder and argumentation“, geht es J. darum, den Eindruck zu widerlegen, die „Leiter“ bestehe aus disparaten Elementen (30: „more or less isolated and disconnected units“; vgl. dagegen 121: „the loose and asyndetic structure of the texts“, ähnlich 136). Blickt man auf den zitierten Beispieltext, so ist der bisher allgemein akzeptierte Eindruck zu begreifen: Gemischt sind Aussagen zum Wesen und zur besonderen Bedeutung der *ἀκηδία* (§ 13,9f.12.14), eine Ankündigung der Gliederung (§ 13,11a) und phänomenologische Charakteristik (§ 13,11b.13); der Aufbau des Gedankens ist nicht unmittelbar ersichtlich und wird meist auch nicht in der für das Griechische typischen Weise durch Partikel verdeutlicht; das bedeutet freilich noch nicht, dass sich der gedankliche Zusammenhang gar nicht erschließen ließe.

J. analysiert im ersten Hauptkapitel den argumentativen Aufbau kleinerer Einheiten des Textes; damit will er eine spiralförmige Argumentation beweisen (120). Kürzere Einheiten folgten bestimmten „patterns“ („elaboration pattern“, „four-fold pattern“, 119). Die Argumente des einzelnen „pattern“ bauten aufeinander auf, der Leser könne den Gedanken nicht verstehen, wenn er nicht alle vorhergehenden Schritte mitverfolgt habe (120). Die kurzen Einheiten schienen nur zusammenhangslos, über den Abstand hinweg würden vorher aufgeworfene Fragen beantwortet. J.s Bild vom gedanklichen Zusammenhang der Einzelelemente der „Leiter“ – dass assoziativ bestimmte Themen und Fragen wieder aufgenommen werden – soll hier nicht generell bezweifelt werden; auch in unserem Beispieltext die Folge der Aspekte ist nicht völlig disparat, und J. belegt sein Verständnis des gedanklichen

Zusammenhangs auch für diesen Abschnitt plausibel (111f.; zur hier dargelegten Auffassung bestehen Differenzen). Doch zum Beweis für den stringenten logischen Aufbau wählt er die falsche Methode: Dass die „Leiter“ einen durchgehend stringenten Gedankengang verfolge, will er mit der Übereinstimmung mit antiker Theorie beweisen und ordnet deshalb jeden Satz oder Satzteil eines der von ihm vorgestellten Beispielschnitte einer von der Theorie gegebenen Kategorie zu; er behauptet, diese Teile fügten sich zu einem regelmäßigen „pattern“ zusammen. Unseren Beispieltext etwa analysiert J. so (110): § 13,9 Antithesis; § 13,10 Antithesis; § 13,11a 2x Exhortation; § 13,11b Paradeigma 1; § 13,12 Paradeigma 2; § 13,13 Exhortation; § 13,14 Paradeigma. Diese Zuordnung bedarf aber der Methode des Prokrustesbettes.

Die Kategorien entnimmt J. den erwähnten literaturtheoretischen Schriften kanonischen Rangs wie Hermogenes und Aphthonios – für viele byzantinische Texte ein heuristisch höchst sinnvoller Schritt, der aber mit Bedacht gegangen werden sollte; denn Hermogenes und Aphthonios stellten nicht Kategorien für jede Art von Texten auf, sondern für rhetorisch ausgeformte Texte, besonders solche des *γένος ἐπιδεικτικόν*, eine Gattung, der die „Leiter“ sicher nicht angehört (J. selbst wird die „Leiter“ im dritten Hauptkapitel dem *γένος συμβουλευτικόν* zuordnen, 166). Wenn J. nachweisen will, dass die „Leiter“ ihren Maßstäben gehorcht, muss er die Kategorien dieser Theorie teils pressen, teils dehnen.

Verfehlt ist etwa der Gebrauch des Terminus „Paradeigma“. Dabei handelt es sich, auch nach J.s Darstellung (45–50), um eine Beispielerzählung; nach den theoretischen Schriften ist es ein Beispiel aus der Geschichte; man würde freilich J.s Begriffserweiterung (49f.) akzeptieren, dass sich im monastischen Milieu (auch durch prägnante Mönchspersönlichkeiten in der Tradition der *γέροντες*) Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Alltagsleben im Kloster als Beispielmaterial für Laster und Tugenden anboten. Die Sätze, die J. als Paradeigma bestimmt, spiegeln manchmal ausdrücklich Erfahrungen wider (etwa 63 Scala par. 8,16 *Εἶδον ὀργισθέντας*; 18a *Ἦκουσα*, erstes und drittes Paradeigma auf der Seite), manchmal ist der Erfahrungsgehalt nicht bestimmbar, so Paradeigma 1 und 3 im Beispieltext, 110 / Scala par. 13,11b; 14: Es ist gut möglich, dass der Autor persönlich Erfahrung mit dem Einfluss des Psalmengesangs bzw. des monchischen *πένθος* auf die *ἀκηδία* gemacht oder davon von anderen Mönchen erzählt bekommen hat; formuliert ist die These jedoch als allgemeine Regel (man beachte den *aoristus gnomicus* *διηνοίχθησαν*). Oft genug aber ist überhaupt keine Erfahrung erkennbar, so bei Paradeigma 2 im Beispieltext: Stellt denn die Metapher der Kränze, die die *ἀκηδία* dem Mönch verheißt oder bringt, eine historische Erfahrung dar? Die angeblichen Paradeigmata sind vielfach nicht oder nicht in erster Linie Belegmaterial, sondern vermitteln einen sachlich neuen Gedanken (so auch 79 / Scala par. § 15,25).

Wie kommt J. überhaupt auf die Kategorie „Paradeigma“? Offenbar, weil im Text Formulierungen wie *τινές* oder *πολλάκις* vorkommen (48 als Kennzeichen angeführt); diese können den Bezug auf Erfahrungen anzeigen, müssen es aber nicht (z. B. *Τινές* 56 / Scala par. § 8,7; *πολλάκις* 84 mit Anm. 158 / Scala par. § 23,10, auch hier *gnomischer Aorist* *ἐθεραπεύθησαν*; 53 / Scala par. § 14,9).

Für eine Identifizierung mit der rhetorischen Kategorie Paradeigma fehlt aber noch mehr als die Berufung auf eine

(historische) Erfahrung: In der Rhetorik illustriert sie etwas vorher Ausgesprochenes durch ein Beispiel; die von J. so klassifizierten „Paradeigmata“ stehen zum Teil am Anfang der Ausführungen (so 62f. / Scala par. 8,15a.15b. 16.17).

Ebenso unglücklich wird die Kategorie „*exhortatio*“ angewandt, die J. als Paränese in Sachen mönchischer Ethik (vgl. 51: „moral appeal“) definiert. Es liegt auf der Hand, dass es sich um die Ethik des Mönchslebens handelt; es ist auch plausibel, dass grammatisch Imperative (auch imperativisch verwendete Futurformen, wie sie kennzeichnend für das Septuagintagriechisch sind), adhortative Konjunktive und Verbaladjektive typisch sind, aber es gilt nicht der Umkehrschluss. Wo eine solche grammatische Konstruktion angewendet wird, bezieht sich die Aussage nicht immer auf das Mönchsleben (wie etwa 78f. / § 15,17.18.24.26). J. bestimmt in unserem Beispieltext (110 / Scala par. § 13,11a; 13) ποιήσωμεν und Κατανόησον, καὶ εὐρήσεις – das eine Aufforderung des Autors an sich selbst, das andere an den Leser oder Hörer, beides Hinweise zur Gliederung des Werks, nicht zur Gestaltung des Mönchslebens. (Wesentlich paränetischer wirkt das „Paradigma“ § 13,12 im Indikativ).

Unschärf wird auch die Kategorie des „rationale“ (αἰρία) verwendet. So wie sich J. beim Paradeigma an den Wörtern τινες oder πολλάκις orientiert, scheint ihm für das „rationale“ ein γάρ-Satz das sichere Erkennungszeichen darzustellen, aber mit diesem kann ebenso eine Begründung (z. B. 97 / Scala par. § 13,3) wie eine nähere Beschreibung (z. B. 52 / Scala par. § 14,2) angefügt werden.

Ἀντίθεσις (eingeführt 44) wiederum ist deshalb kein guter Terminus, weil er zwei weit entfernte Kategorien umfasst: die Gegenüberstellung zweier entgegengesetzter Begriffe innerhalb einer Aussage (so 53 / Scala par. § 14,6.7b oder im Beispieltext 110 / Scala par. § 13,9f.) und die Darstellung eines Gegenbegriffs zum Hauptthema (so 56 / § 8,5); die beiden Verwendungen unterscheiden sich nicht nur darin, wie weit die gegenübergestellten Textelemente voneinander entfernt sind, sondern die eine ist eine stilistisch-rhetorische Kategorie, die für den Gedankenaufbau wenig zu sagen hat, nur die andere betrifft Gliederung und Gedankengang; wenn beides mit demselben Wort bezeichnet wird (44, ohne Nachweis bei einem Theoretiker), müsste man eine Lösung (und sei es nur „Antithesis 1“ und „Antithesis 2“) finden, um ἀντίθεσις als Kategorie zu benutzen; so aber wird der falsche Eindruck der Stringenz erweckt. Man erinnert sich: Die Kategorien werden zu dem Zweck appliziert, um eine Struktur nachzuweisen, in der wiederkehrende Einzelargumente in den Schritten „proposition“ und „elaboration“ eine Spiralkomposition ergeben (z. B. 58, Tabelle 2). Die analysierten Belege dagegen belegen eher eine Mosaikform.

Zu J.s 1. Hauptkapitel lässt sich also sagen: Unabhängig davon, ob J.s Spiralmodell ein Wesensmerkmal trifft, mit diesen Kategorien, die in sich selbst uneinheitlich sind und die er nicht sachgemäß auf den Text anwendet, kann er seine These nicht belegen.

Gewiss ist das Werk als ein Stück Literatur noch zu entdecken. Wenn J. nicht so bestrebt wäre, zum Erweis der Literarizität die Übereinstimmung mit Hermogenes und Aphthonios zu belegen, könnte er eine andere literarische Tradition entdecken: Wenn ethische Eigenschaften nur kurz durch Definition, dann aber durch typische Verhaltensweisen, eine Art Alltagsphänomenologie, beschrieben werden, wie das auch in

unserem Beispieltext erkennbar ist, so sollte man unter den literarischen Verwandten in der antiken Literatur eher an die „Charaktere“ des Theophrast denken, in der christlichen Literatur an die berühmte Charakterisierung der ἀκηδία im λόγος πρακτικός des Euagrios Pontikos (paraphrasiert und analysiert bei G. BADER, Melancholie und Metapher. Eine Skizze. Tübingen 1990, 6–14). Der Wechsel zwischen abstrahierenden Definitionen und Reflexionen und konkreten Beobachtungen in einer herausgegriffenen, ganz kurz umrissenen Situation ist oft nicht leicht zu verstehen (was in der Textüberlieferung zur Korruptele führen kann), macht aber den literarischen Reiz des Werkes aus; er setzt durch eine „Leerstelle“ die aktive und produktive Bemühung des Lesers um das Verständnis in Bewegung.

Die Rezensentin möchte an dieser Stelle den Entwurf einer ästhetischen Bewertung der „Leiter“ skizzieren: Bei J.s Textausschnitten drängt sich der Eindruck auf, man müsste sein Augenmerk eher auf die lakonische Aussageform richten als auf das Maß elaborierten Sprechens, eher auf das Ausgelassene, nicht Gesagte als auf die Erfüllung vorgegebener Formen. Der Duktus der „Leiter“ ist gerade nicht diskursiv, der Gedankenaufbau nicht linear. Vielleicht gibt der große Erfolg der „Leiter“ Anlass zu einer Untersuchung nach rezeptionsästhetischem Ansatz: Wodurch eroberte sich das Werk seinen Platz im Leben von Mönchen, durch eine umfassende Systematik, treffende Definitionen und schlüssige Beispiele? Oder gerade dadurch, dass sie sich solcher Systematik entzog, dafür aber eine Sammlung rätselhaft lakonischer Sätze mit weiten „Leerstellen“ bot, über deren Zusammenhang der Leser oder Hörer nachdenken konnte und musste? – Man kann bei einer so angelegten Untersuchung freilich nicht ausschließen, dass sich die Form der „Leiter“, zumindest zu einem Teil, zufällig herausgebildet hat, eben durch ein großes, durchaus auch disparates Konglomerat schriftlicher und mündlicher Vorlagen – J. lehnt die auf Quellen fokussierte Betrachtung dezidiert ab(24).

Ein Beispiel dafür, dass ein Laster in seiner Erscheinungsform geschildert wird, in typischen Verhaltensweisen, während der Rezipient ihre Motivation und den Zusammenhang mit dem betreffenden Laster ergänzen muss, ist etwa die Ausführung über den γαστριμαργός [53, erläutert 54f. / Scala par. § 14,7f.]: Dieser schätzt vor allem Samstag und Sonntag, zählt die Tage bis Ostern, benutzt den Besuch eines Fremden im Kloster als Vorwand zum Fastenbrechen und die Zusammenkunft der Brüder zum Weintrinken; der Leser muss die Motivation (Fastenbrechen) selbst durchschauen und kann bemerken, dass gerade Mönchstugenden pervertiert erscheinen.

Im zweiten Hauptkapitel, „The Ladder, gnostic conventions and the moral treatise“, sucht J. durch einen Vergleich mit Seneca und Plutarch nachzuweisen, dass die „Leiter“ dem Genus der ethischen Abhandlung nahesteht, nicht dem der Gnomensammlung. Grundlage dieser These ist aber der angebliche Nachweis aus dem ersten Hauptkapitel, dass der Gedankenaufbau der „Leiter“ der diskursiven Argumentation antiker Abhandlungen entspricht, aber dieser Nachweis ist nicht erbracht worden. Auch im Vergleich zwischen Seneca, de vita beata 3,3 – 6,2 und Scala par. 15,1–9 (147–149) ist zu erkennen, dass die Aussagen bei Seneca in einem Maße stringent aufeinander aufbauen, wie es in der „Leiter“ nicht angestrebt wird.

Auch das dritte Hauptkapitel, „The Ladder and literary style“, zieht antikes Gedankengut z. T. unangemessen heran. Auf den ersten Blick ist es plausibel, wenn J. seine Kategorien aus Hermogenes' „Ideen“ gewinnt und das Werk dem γένος συμβουλευτικόν zuordnet (166; 181 erweitert auf den πολιτικός λόγος); er entdeckt im Text der „Leiter“ folgende Stilideale: Dignity (σεμνότης, 168), Sincerity (ἀλήθεια, 171), Complexity (περιβολή, 174), Ability (δεινότης, 179), und ordnet diesen Oberbegriffen einzelne sprachliche Mittel zu, etwa der ἀλήθεια die rhetorische Figur der Apostrophe (172f.). Man möchte dem Bild nicht widersprechen, dass es die Intention des Autors war, kunstvoll die Wirkung eines desorganisierten und improvisierten Textes zu erreichen und damit den Eindruck der Aufrichtigkeit zu stützen (173; 182: entsprechende Selbstdarstellung); J. widerspricht damit früheren Deutungen, die das Werk tatsächlich durch ungeplante Inspiration entstanden sahen (173). Dennoch ist die „Leiter“ von antiken Werken, die man sonst dem γένος συμβουλευτικόν zurechnet, sehr verschieden.

Dass J. Begriffe der antiken Literaturtheorie willkürlich aufgreift, springt ins Auge, wenn er für die „Leiter“ auch die Kategorie des ‚jewelled style‘ reklamiert, die er einer Monographie von M. Roberts über spätantike lateinische Dichtung und Prosa entnimmt (184); doch dieser Begriff wäre dem γένος επιδεικτικόν zuzuordnen, nicht dem γένος συμβουλευτικόν bei Hermogenes; dieses literarische Genus ist keine Gattung des hohen Stils, der elaborierten Rhetorik. Dass J. rhetorische Figuren (z. B. Antithesis, Parallelismus) und Klangfiguren (z. B. Anaphora, Homioteleuton) anführen kann (184), beruht auf der von der Antike geerbten literarischen „Koine“, das müssen in den Augen der Zeitgenossen noch keine literarischen Juwelen sein. Hätte ein gebildeter Autor die Figuren überhaupt vermeiden können? Übrigens sind bereits manche aus Hermogenes herangezogenen Begriffe durchaus entgegengesetzt, etwa σεμνότης und περιβολή.

Auch in diesem Kapitel zeigt sich, dass J. nur das eine beweisen möchte: Die „Leiter“ sei ein literarischer Text, ein Stück Literatur. Er bemüht sich nicht, zu bestimmen, was für ein literarischer Text die „Leiter“ ist; dafür reichen die historischen Kategorien ohne einen Vergleich und Gewichtung auch nicht aus. J. beschränkt sich darauf, unzusammenhängende Elemente der spätantiken Literaturtheorie wiederzufinden.

Im vierten Hauptkapitel, „The Ladder and the tradition of monastic formation“ vergleicht J. die „Leiter“ eingehend mit thematisch nahe stehenden Werken (s. o.). Nicht überzeugend ist hier, welche große Aussagekraft dem Aufbau der Stufen, speziell der Zuordnung einzelner Aussagen und Themen zu Oberthemen, zugemessen wird. Freilich, wenn die Einschätzung der „Leiter“ als eines Sammelbeckens unterschiedlicher Traditionen zugunsten des bewussten, literarisch elaborierten Werks abgewehrt werden soll, darf die Gliederung des Werks kein Ergebnis der Tradition und Rezensionsstufen sein. Aufschlussreich ist auch, wie hier das bisher zur Seite gedrängte Element der Historizität durch die Perspektive der Literaturgeschichte ins Spiel kommt. Hier bettet J. das Werk doch in eine historische Situation ein, in die die „Leiter“ hineinspricht, zentriert um die Gestalt des Abt von Rhaitu (235–239); wie diese aussieht, scheint nach J.s Darstellung ein in der Forschung fest etabliertes Bild; die gleichzeitig entstandene Habilitationarbeit von Andreas Müller zeigt hingegen, wie viele verschiedene Möglichkeiten für den historischen Hintergrund

abzuwägen wären (A. MÜLLER, Das Konzept des geistlichen Gehorsams bei Johannes Sinaites. Zur Entwicklungsgeschichte eines Elements orthodoxer Konfessionskultur [*Studien und Texte zu Antike und Christentum* 37]. Tübingen 2006, vor allem 42–97). J. konnte auf Müller nicht zurückgreifen, aber die Fragen waren in der Sekundärliteratur bereits aufgeworfen.

Nach der Diskussion der Hauptkapitel des Buches sei die Größe angesprochen, die jeder literaturwissenschaftlichen und historischen Betrachtung vorliegen müsste: ihre Textgrundlage. Die Überlieferung der „Leiter“ ist aber so umfangreich und die editorische Lage so mangelhaft, dass J. gar nicht befriedigend vorgehen kann (niemandem ginge es anders, er müsste denn selbst eine kritische Edition erstellen); J.s Vorgehen bleibt jedoch hinter dem Erreichbaren zurück.

Es hat etwas von einem Ritt über den Bodensee, ein Werk wie die „Leiter“ zu interpretieren (die Unsicherheit beginnt ja, wie gesagt, bereits beim Titel). Gerade die besonders einflussreichen Werke der griechisch-patristischen Literatur sind ja oft aus dem Grunde unbefriedigend oder gar unzulänglich ediert, dass die Überlieferung derartig reich ist, dass eine verantwortliche Edition einen riesigen Forschungsaufwand erforderte, für den es an Mitteln und selbst an Ausführenden fehlt (man denke nur an das Scheitern des Projekts einer kritischen Edition der „Traditio apostolica“). Das gilt bereits für die Überlieferung in einer einzigen Sprache (z. B. stellt im Fall des Ioannes Chrysostomos bereits Mossays Sichtung der Handschriften ein Großprojekt dar), aber beliebte Werke übersprangen oft die Sprachgrenzen. Für die Textkonstitution müssten in diesem Fall ganz besonders diejenigen Übersetzungen berücksichtigt werden, die älter sind als die ältesten griechischen Handschriften; sie können den Text auf eine besonders sichere Grundlage stellen, gerade an Stellen, an denen sonst nur *crucis desperationis* gesetzt werden können. Das verlangt aber Sprachkompetenz in verschiedenen, insbesondere orientalischen Sprachen oder Zusammenarbeit mit Philologen der nicht beherrschten Sprachen. Bei orientalischen Sprachen fehlt es jedoch besonders an genügend geschulten Editoren, zumal für christliche Texte. Bislang weiß man manchmal nicht einmal, wie viele Übersetzungen sich hinter den überlieferten Übersetzungen in eine Sprache verbergen; auch Rezensionen (in der Original- ebenso wie den Übersetzungssprachen) lassen sich textkritisch auswerten.

So auch die Lage im Falle der „Leiter“ (6.10f.): Für den griechischen Text sind über 700 griechische Handschriften bekannt, die ältesten Fragmente stammen aus dem 8. Jahrhundert; es scheint auch eine volkssprachliche Fassung zu geben (s. u.). Für eine kritische Edition wären die Übersetzungen zu sichten: die syrische(n) Übersetzung(en) (mit Handschriften vom 8. Jahrhundert an), die arabische Teilübersetzung von 901 und eine spätere des gesamten Textes, die lateinische Übersetzung von Angelo Clareno aus dem 11. Jh., die kirchenslawische in mindestens vier Redaktionen (überliefert in 108 Handschriften, 11 Anm. 48), fünf georgische Übersetzungen, zwei armenische und mehrere russische. Textkritisch ausgewertet wurde bisher offenbar nur die syrische Überlieferung, in geringem Umfang (H. TEULE, L'Échelle du paradis de Jean Climacque dans la tradition syriaque. *Premières investigations. ParOr* 20 [1995] 282–284).

Hingegen stützt sich J. so gut wie ausschließlich auf die griechische Überlieferung. Deren Text liegt in den Editionen von Matthäus Rader (1633), Sophronios eremites (1883) und

Archimandrit Ignatios (1999) vor. Bei der Ausgabe von Trevisan (1941) hingegen handelt es sich (nach J.s Darstellung [13] – der Rezensentin ist das Buch nicht zugänglich) um eine Überarbeitung der Raderschen Edition (13; 288 im Literaturverzeichnis allerdings als Edition aufgeführt).

Welcher Teil der handschriftlichen Überlieferung ist damit erreichbar? Nach J.s Darstellung sind Lesarten aus folgenden Handschriften publiziert: Raders Edition beruht auf acht Handschriften des 11.–16. Jahrhunderts, von denen sich sieben jetzt in der Bayerischen Staatsbibliothek in München befinden (aufgeführt 12, Anm. 58); unklar ist die Grundlage der von Rader benutzten neugriechischen Edition von Maxime Margounios (12). – Sophronios benutzte für seine Edition nicht identifizierte Athos-Handschriften aus dem Kloster Dionysiu (12f.). Übrigens, etwas näher als J. könnte man diese Handschriften wohl bestimmen. Nach dem Bestand, den Lambros (Sp. P. LAMBROS, *Catalogue of the Greek Manuscripts on Mount Athos* [2 Bde.]. Amsterdam 1966 (= Cambridge 1895–1900)) aufführt, gibt es dort fünf vollständige Handschriften: Athos, Dionysiu 66 (3600 Lambros), 13. Jh.; 176 (3710 L.), 14. Jh.; 193 (3727 L.), 15. Jh., 217 (3751 L.), 15. Jh. Die Handschrift 144 (3678 L.), 16. Jh., überliefert eine volkssprachliche Fassung (ἐν τῇ καθωμλημένῃ). Andere Dionysiu-Handschriften (3735, 3749, 3812 L.) bieten Exzerpte.

Ignatios schließlich benutzte neben den vorangegangenen Editionen die Handschrift Athos, Mon. Stauroniketa 30 (895 Lambros), 1324 (13). Einzelne über die Editionen hinausgehende Lesarten werden in Übersetzungen mitgeteilt (14): Diejenige des Holy Transfiguration Monastery soll Lesarten der Handschrift Sinai 421, 9.–10. Jh., bieten (der nach Gardthausen frühesten der vielen Sinaihandschriften); Lesarten auch bei Lazarus Moore (1959). Dazu kommen die von C. Osieczkowska (*Byz 9* [1934] 261–268) ausgewerteten Lesarten des Vaticanus Rossianus 251, 11. Jh. Die Ausgabe von Trevisan (1941) hingegen enthält offenbar keine eigenständigen Informationen zur Überlieferung (13).

Wie kommt ein Interpret in dieser Lage zu dem Text, den er interpretieren will? Er kann weder die Treue eines Editors im Umgang mit seinen Handschriften ermesen noch den Wert der benutzten Handschriften stemmatisch beurteilen. Er kann hingegen die sprachliche und inhaltliche Plausibilität der mitgeteilten Lesarten abwägen, er kann die Tendenz der Lesarten einer bestimmten Überlieferungsgruppe, evtl. eines bestimmten Editors, zu ermitteln suchen, er kann das Alter der Handschriften berücksichtigen, in unserem Fall auch Teules Ergebnisse über die syrische Übersetzung vergleichen. Er darf solche Lesartendifferenzen übergehen, die für seine Interpretation keinen Unterschied ausmachen. J. benutzt alle diese Methoden, reflektiert und dokumentiert sein Vorgehen allerdings nicht ausreichend.

Wie er mit der erreichbaren Textüberlieferung umgeht, legt er einerseits prinzipiell dar (10–17), andererseits ist sein Umgang an den Textbeispielen und deren Übersetzung abzulesen; beides stimmt nicht in Allem überein. Von den vorhandenen Editionen entscheidet er sich (12–14) prinzipiell für die „semikritische“ Raders, diese allerdings in Mignes Nachdruck *PG 88*; er stellt sich damit gegen die starke Kritik, die diese z. B. von L. Petit erfuhr (*Dictionnaire de théologie catholique* 8,1 [1924] 692f.: „absolument insuffisante“, zitiert 12). J. zieht die Radersche Edition jener des Sophronios vor, weil er sowohl Sophronios als auch die von ihm benutzten Hand-

schriften „erbaulicher“ Texteingriffe verdächtigt, namentlich redaktioneller Zusätze (nach J. R. Martin „apparently edifying rather than critical“, zitiert 13); die Benutzung von Sophronios disqualifiziert in J.s Augen auch Ignatios und Trevisan (charakteristisch die Formulierung: „we do not know, where Trevisan has ‚corrected‘ Rader nor on what premises [Hervorhebung von J.] he has done so“ [13]).

Übrigens, für die Entscheidung, Raders Text in Mignes Nachdruck in der bekanntlich meist unzuverlässigen *Patrologia Graeca* zu benutzen (ein Indiz für diese Unzuverlässigkeit ist das 148, Anm. 110 angeführte, bei Ignatios bestätigte Textplus von Raders lateinischer Übersetzung gegenüber seinem griechischen Text), wird man natürlich nicht unterstellen, er habe einfach zu dem am Leichtesten zugänglichen Text gegriffen; aber man erhält auch keine andere Begründung.

Dass man die Verlässlichkeit des Editors nicht sicher beurteilen, speziell nicht zwischen handschriftlich belegten und vom jeweiligen Editor konjizierten Lesungen unterscheiden kann, hätte jedoch nicht den Ausschlag für die Bewertung der Editionen geben dürfen; dies gilt von Raders Edition nicht minder (solange die Münchener Handschriften nicht verglichen werden). Als Argumente für die Textkritik können (abgesehen von inneren Gründen) zwei Beobachtungen herangezogen werden, für die sich J. allerdings lediglich auf Sekundärliteratur beruft: Teules Vergleich mit der syrischen Übersetzung, die Raders Edition bestätigen soll (nur für den Aufbau der „Leiter“ herangezogen, 16, nicht für Lesarten; das Material auf drei Seiten dürfte nicht umfassend sein) und die nach Martin „erbauliche“ Tendenz von Lesarten in den von Sophronios benutzten verhältnismäßig späten Athos-Handschriften. J. hätte beide Thesen mit Beispielen (aus eigenem oder bei diesem aufgeführtem Material) veranschaulichen müssen, wenn er so gewichtige Behauptungen übernimmt.

Doch selbst wenn der Text einer Handschriftengruppe redigiert wurde und daher eine Bearbeitungsstufe darstellt, kann sie in einzelnen Lesarten den besseren Text bieten. Genau dies setzt J. auch voraus, wenn er – im Widerspruch zu seiner prinzipiellen Entscheidung – in seinen ausführlichen Textbeispielen bei Ignatios mitgeteilte Lesarten oft denen Raders vorzieht. In den für ihn relevanten Fällen (zumindest wo sie die Textaussage berühren) müsste J. allerdings eingehend die Alternative erörtern und seine Entscheidung – in Berufung auf anerkannte Kriterien wie das der *lectio difficilior* – begründen, eben weil die Entscheidung sich auf keine umfassende Handschriftengrundlage und kein kritisch erarbeitetes Stemma stützen kann. Diese ausführliche Auseinandersetzung bleibt J. meist schuldig.

Hat J. die Überlieferungsproblematik, hat er die Reichweite seiner Entscheidung für die einzelnen auftretenden Lesarten verstanden? Sein grundsätzliches Urteil über die Lesartendifferenzen in der „Leiter“ ist erstaunlich. Für ihn wiegt das Problem nicht schwer: Sie seien nicht zahlreich und von keinem großen Gewicht (16); dafür beruft er sich auf Befunde von C. Osieczkowska, H. Teule und den genannten Übersetzungen. Doch J.s eigene Mitteilungen sprechen gegen dieses Urteil. Immerhin umfassen bereits die sechs Gruppen von Lesartendifferenzen, die er für sein prinzipielles Urteil aufführt (14–17), Gewichtiges: die stark differierenden Formen des Titels, die Überschriften und Abtrennung einzelner Stufen und offenbar eine ganze Anzahl Fälle von größerem Textplus und –minus. Ob es sich bei diesen um Zusätze zum originalen

Wortlaut oder Auslassung originaler Textteile handelt, diskutiert J. wenig oder gar nicht: Manchmal gilt ein Plustext (ohne ausführliche Begründung) als nachträglicher Zusatz (z. B. 13: die Edition des Sophronios ist verdächtig durch ihre Zusätze), dann wieder sein Fehlen als nachträgliche Streichung (16: ein Textplus der kirchenslawischen Übersetzung gilt als Auslassung Raders). Dass die Abgrenzung des Textes einzelner Stufen in der Überlieferung schwankt, in Stufe 24 sogar die Reihenfolge der Einheiten (26), sollte erheblich sein in einer Untersuchung, die der Reihenfolge der Laster- und Tugendkataloge ein so hohes Gewicht zumisst (die Bestimmung des Verhältnisses der „Leiter“ zur literarischen Tradition im vierten Kapitel wird ja hauptsächlich auf den Vergleich dieser Reihenfolge gestützt, dazu 226f. Tabelle 13).

Wären die Lesarten ohne Gewicht, müsste J. nicht eine Lesart auf mehreren Seiten des Haupttextes diskutieren (99f. mit Anm. 213). (Dass beim Alter der benutzten Handschriften und der Zeitspanne ihrer Entstehung die Lesartendifferenzen geringfügig wären, wäre übrigens höchst unwahrscheinlich; vgl. etwa H.-G. OPITZ, Untersuchung zur Überlieferung der Schriften des Athanasius [*Arbeiten zur Kirchengeschichte* 23]. Berlin/Leipzig 1935).

J.s Umgang mit einzelnen in der Überlieferung kritischen Stellen ist aber zum Glück besser als seine dargelegten Grundsätze: In den Einzelanalysen hat er neben Raders Edition auch die von Ignatios und Sophronios gesichtet; allerdings lassen sich keine Hinweise auf Lesarten entdecken, die in Übersetzungen mitgeteilt werden (s. o.), geschweige denn auf die syrische Überlieferung.

Lesarten führt J. dort an, wo er sich gegen die Edition von Rader entscheidet oder in seiner Entscheidung schwankt. Wie dargelegt, muss er gemäß seinem Erkenntnisinteresse nicht alle Differenzen erörtern oder entscheiden. Für seine Perspektive sind viele Lesarten tatsächlich nicht von Gewicht, z. B. Orthographica (darunter die Korrekturen von Druckfehlern wie 55, Anm. 99) und morphologische Varianten, die unter speziell sprachwissenschaftlichem Interesse anders zu beurteilen wären (z. B. gegen eine Angleichung an die Regelgrammatik), z. B. 53, Anm. 96; 62, Anm. 111; 74, Anm. 135; 175, Anm. 69; so auch die grammatische Entscheidung 62, Anm. 112. Manchmal ergibt eine erhebliche Abweichung im Text keine Sinndifferenz, z. B. die 110, Anm. 251 aufgeführte Differenz ἀνακλίνειν δοκιμάζει RADER: ἐπανακλίεσθαι πείθουσιν IGNATIOS (erstaunlich allerdings J.s Argumentation: „However, since I have not had the possibility to check Rader’s mss, I follow Ignatios“; die Korrektur der Interpunktion bedarf übrigens nicht der Berufung auf eine andere Edition).

Manche Entscheidungen leuchten ohne Erörterung ein, so 73, Anm. 133; 78, Anm. 143; 84 mit Anm. 158; 92, Anm. 181 (wenn man die eckigen Klammern als Tilgung versteht); 97, Anm. 208; 105, Anm. 233, identisch mit 186, Anm. 119; im Beispieltext 110, Anm. 250. Für die Interpretation sind manche Entscheidungen irrelevant, im Beispieltext z. B. 110, Anm. 249 (der Zusatz von ἔτι wäre entbehrlich). Manche Entscheidungen sind falsch, so 149, Anm. 114 (wenn die Definition der Reinheit ἐπ’ ἐμψύχοις τε καὶ ἀψύχοις, λογικοῖς τε καὶ ἄλλοις gilt, so ist sicher nicht mit den Editionen von Ignatios und Sophronios σώμασι zu ergänzen; gedacht ist an ζώοις).

Gerade bei schwer verständlichen Stellen käme es jedoch auf die Erörterung inhaltlich differierender Lesarten an: 64, Anm. 113 (hatte Ioannes die Macht, Mönche zur Anachore-

se zu bestimmen?); 68, Anm. 123 (auch wenn die Parallele πρεσβύτας – νέους wohl richtig ist, so ist doch Raders Lesart νέοις ἐν συμποσίοις immerhin verständlich: „in neuartigen Geselligkeiten“); 116, Anm. 248 (ist einer der Ursprünge der ἀκηδία die ὑπερβολὴ καμάτων – nach J. das „reasonable reading“ – oder, nach der bei Rader ebenfalls mitgeteilten Lesart, die ὑπερβολὴ καμάτων, beruht sie mithin auf körperlicher Überanstrengung oder Entbrennen der Leidenschaft?). Dies gilt auch dort, wo man J.s Entscheidung zustimmen wird, etwa im Beispieltext (111, Anm. 253 / Scala par. § 13,11b: Bei Rader und Ignatios steht ψαλμωδίας μὴ παρούσης (der Sinn des Satzes ist: ‚Ohne Psalmgesang ist die ἀκηδία dem Mönch nicht bewusst, aber durch ihn wird er sich der Sünde bewusst [wie Adam und Eva nach dem Sündenfall, Anspielung auf Gen 3,7]‘); bei Sophronios steht ψαλμωδίας μὲν παρούσης; dies ist, ob nun die Konjekturen eines Schreibers oder des Sophronios, sicher nicht der richtige Text. Doch mit J.s Kommentar (ebenda) lässt sich nichts anfangen: „This reading also makes sense but it is not a better reading, and I therefore hold on to Rader.“ – Bei der Lesart 105, Anm. 232 / Scala par. § 13,6 (vgl. S. 107, Anm. 234) hätte eine genauere Erörterung vermutlich den Übersetzungsfehler (s. u.) vermieden.

An bestimmten Stellen übersieht J. die Bedeutung der Textkritik, so im Beispieltext: § 13,11a wirkt, als liege nach ποιήσωμεν eine längere Textauslassung vor, nämlich die hauptsächlichliche Ausführung über ἀκηδία, zu der § 13,12–14 nur einen Anhang darstellen. Hinzu kommt, dass der Satzfang Ἐνὸς καὶ τούτου nicht kongruent an § 13,10 anschließt. – Wenn § 13,13 richtig überliefert ist, muss man so übersetzen wie oben (entsprechend J. 110: „it persuades you to peep out of the cell“); man kann in diesem Fall überlegen, ob für Raders Text (so jedenfalls in Mignes Nachdruck *PG* 88, 860D1) τὸν κέλλης besser τῆς κέλλης zu lesen wäre. Ließe sich (etwa durch die nichtgriechische Überlieferung) hingegen der Satzteil ψόφος – ποιοῦσα als sekundärer Zusatz erweisen, würde sich § 13,13 genau an die Linie des Vorangegangenen anschließen (ἀκηδία und ὀκηρία äußern sich auch als Schläfrigkeit): „den Mönch in der Zelle bringt sie dazu, vornüber zu sinken“.

Insgesamt ist also J.s Umgang mit der Textüberlieferung mit Mängeln behaftet; immerhin hat er sich um die Probleme der Überlieferung bemüht und divergierende Lesarten zur Kenntnis genommen.

Im Zusammenhang mit dem Stichwort „Textgrundlage“ In Wort zu dem, was man (mehr oder weniger) als Formalia bezeichnen könnte: Druckfehler im englischen Text finden sich wenig, mehr im griechischen (falls der Fehler aus der Edition stammt, müsste er mit „sic“ gekennzeichnet werden), z. B. 31, Anm. 4 (Hermogenes) ἐπὶ τὸ πλείστοι; 56 / Scala par. § 8,5 (*PG* 828C15) richtig Ὁξυχολία, zitiert als Ὁξυολία; 105 / Scala par. § 13,6 ὀλιγψύχοις; 199, Anm. 4f. εὐσεβεῶς, ταπεινοφρονσύνη, διδάσκαλοι; 206, Anm. 33 πρόληψις; auch Akzentfehler wie 43 ὀρίζονται und 116 Fragepronomen τίς und Artikel οἱ).

Der Leser stolpert oft über die falsche griechische Silbentrennung, die offenbar dem Computer überlassen wurde, z. B. 66, Anm. 119 πον-ηρία; 77, Anm. 141 πράττομ-ένω; 92, Anm. 186 δάκ-ρυον; 118, A. 280 παλ-αιστήν; 210, Anm. 53 φι-λαργυρία; 215 sowie 262, Anm. 272 ταπειν-ώσεως; 217, Anm. 74 μεταχειριζομ-ένω; 220, Anm. 80 καταβαπ-τίζουσιν; 233, Anm. 133 ἀποτ-ρέχοντα; 239, Anm. 166 ἀρχομ-ένω; 253, Anm. 217 γασ-τρός; das Programm trennt manchmal so-

gar Spiritus oder Akzent vom Vokal: 48, Anm. 72; 80, Anm. 145; 95, Anm. 203; 99, Anm. 217; 264, Anm. 283; 265, Anm. 301.

Übersetzungsfehler gehen freilich nicht auf die Textgrundlage zurück, z. B.: 56 (bekräftigt 57) / Scala par. § 8,5: ἀχρόνωος „plötzlich, jäh, im Nu“, nicht „zur Unzeit“ (es handelt sich ja um Jähzorn); 105 / Scala par. § 13,8 τριώρον φρίκην wohl „alle drei Stunden wiederkehrender Schüttelfrost“, sicher nicht „At the third hour ... shuddering“. Im Beispieltext bedeutet κανών wohl den für das jeweilige Kloster vorgeschriebenen liturgischen Gesang, nicht „rule [of prayer]“ (110 / Scala par. § 13,11b). Im Zusammenhang mit der ἀκηδία, aber außerhalb des Beispieltextes: 105, Anm. 232 / Scala par. § 13,6 (vgl. S. 107, Anm. 234) wird ὀσσωπεῖ zweimal mit „insists“ übersetzt; das Wort ist im ersten Satz nach den Editionen übereinstimmend überliefert, während es im dritten Satz eine Lesartendifferenz gibt (ὕποσιθισιν, s. o.). Dadurch verfehlt J. den Sinn des Paragraphen; zu verstehen ist: „Gastfreundschaft ist die Empfehlung der ἀκηδία; sie (d. h. die ἀκηδία) lässt es als beschämend empfinden, Almosen durch Arbeit herzustellen. Sie spornt dazu an, Kranke bereitwillig zu besuchen (...), lässt es aber als beschämend empfinden, fort zu Mutlosen und Verzagten zu gehen.“ Die ἀκηδία lässt den Anachoreten gut gelaunte Gesellschaft suchen statt depressive Menschen oder die Einsamkeit. – Übrigens wundert einen bei einem Theologen, dass Bibelanspielungen nicht stärker für das Verständnis genutzt werden (im Beispieltext Gen 3,7 und Mt 11,12).

Zur Textgrundlage und zum philologischen Umgang mit dem Text lässt sich also zusammenfassend sagen, dass J. die Überlieferungsproblematik der „Leiter“ in gewissem Umfang erkennt, ihr aber insgesamt doch nicht gerecht wird. Auch die Hauptintention, die literaturwissenschaftliche Interpretation, ist leider nicht erreicht worden, nämlich von der sprachlichen Gestalt eines bisher literaturwissenschaftlich kaum beachteten Werkes neue Erkenntnisse über seine Aussage und seinen historischen Ort zu gewinnen. Dies scheiterte daran, dass versucht wurde, ein vorgefasstes Urteil zu beweisen, dass nämlich die „Leiter“ dem historischen Maßstab eines elaborierten Stilideals mit stringentem Gedankengang und durchsichtigem Gedankenaufbau entsprächen; hier ist leider nicht „ergebnisoffen“ gearbeitet worden. Fruchtbare scheint die These zu sein, dass die „Leiter“ ein Werk der literarischen Koine ist, dass es also bestimmte Konventionen literarischen Sprechens einhält, aber keinen Anspruch auf besondere literarische Elaboriertheit erhebt. Der literarische Eigenwert der „Leiter“ sollte eher in der Tradition des lakonischen, auf „Leerstellen“ gegründeten Stils gesucht werden; er zielt auf einen wiederholten Dialog mit dem Leser und Hörer, nicht auf ein einmaliges Überzeugen. Vermutlich hat er der Entstehungsgeschichte aus mündlicher und schriftlicher Überlieferung mehr zu verdanken, als J. wahr haben will.

Wir warten weiter gespannt auf eine überzeugende Anwendung literaturwissenschaftlicher Fragen auf Werke, die bisher in der Hand ihrer Spezialwissenschaft sind.

Karin Metzler

Maria P. KALATZI, *Hermonymos. A study in scribal, literary and teaching Activities in the fifteenth and early sixteenth Centuries*. Athen: Morphotiko Idryma Ethnikes Trapezes 2009. 382 S., 16 Tafeln. ISBN 978-960-250-420-8.

Die vorliegende Monographie ist eine leicht überarbeitete Fassung der Dissertation der Autorin, welche an der Universität London (Royal Holloway College) verteidigt wurde. Auf ein Abkürzungsverzeichnis (13–16) und ein Verzeichnis der Tafeln (17–18) folgt eine knappe Einleitung (19–23), in der prosopographische Probleme kurz erörtert werden. Im ersten Hauptteil der Arbeit werden die Biographien des Charitonimos (27–38) und des Georgios Hermonymos (39–54) untersucht. In Kapitel 3 (55–65) behandelt K(alatzi) die Auftraggeber der von Georgios Hermonymos kopierten Handschriften, in Kapitel 4 (66–101) seine Lehrtätigkeit, in Kapitel 5 (102–110) sonstige Aktivitäten. Es folgt eine knappe Analyse der paläographischen Charakteristika der Schrift beider Gelehrten (111–130) mit Übersichtstabellen und einer Auswahl an Tafeln. Im zweiten Teil der Arbeit (135–340) widmet sich K. den kodikologischen Merkmalen bisher bekannter Handschriften aus der Feder des Charitonimos und Georgios Hermonymos und liefert ihre summarische Beschreibung. Erschlossen wird der Band durch ein Literaturverzeichnis (341–364), ein Verzeichnis elektronischer Ressourcen (365–366) und Indices (367–382); willkommen sind die zusätzlichen Tafeln im Anhang (I–XV).

Der positive Eindruck, den die professionelle typographische Gestaltung des Bandes entstehen lässt, wird wiederholt durch Unzulänglichkeiten im Englischen gestört, was mitunter sogar zu Missverständnissen führt. Auch die Behandlung lateinischer und griechischer Zitate und Namen lässt Einiges zu wünschen übrig. Negativ zu vermerken ist weiters, dass K. bei diversen antiken und byzantinischen Autoren nur überholte Editionen (wie etwa Hercher im Falle des Synesios) anführt¹.

Wenn wir uns der inhaltlichen Seite der Arbeit zuwenden, fällt die mangelnde Bereitschaft der Autorin auf, sich erneut mit dem Problem der Identifizierung des Charitonimos Hermonymos mit Georgios Hermonymos auseinanderzusetzen. Während K. in einem früheren Beitrag für die Identität beider Personen eintrat², distanziert sie sich nun zumindest teilweise von dieser Ansicht (19 mit Anm. 2; vgl. jedoch 21; welche Meinung vertritt die Verfasserin jetzt also?). K. hat gewiss Recht, wenn sie schreibt, dass die Identifizierung des Charitonimos Hermonymos mit dem (spärlich belegten) Ioannes Hermetianos „need (*lege*: needs) to be explored further“ (21); der geeignete Rahmen hierfür wäre eben die vorliegende Monographie gewesen! Die sorgfältige Ausarbeitung der biographischen Partien vermag über lückenhafte Kenntnis der Bibliographie³

¹ Vgl. 289, Anm. 558 oder die zitierten Pindar-Editionen auf 350; Georgios Sphrantzes (352) ist nicht mehr nach Greco, sondern nach Maisano zu zitieren, und so fort.

² M. KALATZI, Are the two Greek scribes, George Hermonymos and Charitonimos Hermonymos, one and the same person? *Thesaurismata* 26 (1996) 105–118. Die Möglichkeit einer Digraphie dürfte K. nicht bewusst gewesen sein.

³ Die Besprechung der Grabreden des Charitonimos Hermonymos (34–37) hätte ein Verweis auf A. SIDERAS, Die

und das Zusammentragen willkürlich ausgewählter Verweise⁴ nicht hinwegzutäuschen.

Die eigentliche Crux der Arbeit liegt gewiss im paläographischen Teil: so sind sämtliche Identifizierungen aus der Sekundärliteratur übernommen. Weitaus schwerwiegender ist jedoch, dass K. es unterläßt, sich eine eigene Meinung bezüglich der Richtigkeit einer Zuweisung zu bilden. In Ermangelung faktographischer Daten greift sie hingegen gerne zu verschwommenen Phrasen wie „palaeographical evidence“ (womit 33 die Wasserzeichen, also ein kodikologisches Element, gemeint sind).

Auch der umfangreichste Teil der Arbeit, die Beschreibung der Handschriften des Charitonimos und Georgios Hermonimos, ist nicht unproblematisch. Die Autorin vermerkt (135), dass etwa 20 Handschriften mittels Mikrofilm untersucht wurden und einige wenige nur anhand von Katalogen bearbeitet wurden; den Rest habe sie *in situ* studieren können⁵. Angesichts der großen Anzahl bereits zugewiesener Codices (insbesondere des Georgios Hermonimos) ist es zwar verständlich, dass die Autorin nicht alle Manuskripte im Original heranzog. Im Falle jener Codices aber, die sie für die Zwecke ihrer Arbeit einsehen konnte, wäre es angebracht und nützlich gewesen, alle kodikologischen Daten mit größtmöglicher Präzision zu referieren. An Studien zu Kopisten der Renaissance, die sich K. hierbei als Vorbild hätte nehmen können, mangelt es inzwischen nicht mehr⁶. Ein wichtiges Ziel dieser Spezialun-

tersuchung zu den Handschriften des Georgios Hermonimos hätte die Ausarbeitung kodikologischer und paläographischer Merkmale für die zeitliche Verortung der undatierten Codices sein sollen, insbesondere jener, die auf Pergament oder wasserzeichenlosem westlichem Papier geschrieben sind. Hierfür wäre aber eine eingehende Behandlung der vorkommenden Wasserzeichen (samt ihrer Abzeichnung) und der Duktusentwicklung notwendig gewesen. Der Umstand, dass K. hierauf verzichtet und summarisch auf Briquet verweist (es ist ihr offenbar nicht bewusst, dass dieses Repertorium im Falle bestimmter Wasserzeichenmotive inzwischen durch weitere Veröffentlichungen ergänzt wurde), bedeutet zugleich, dass angesprochenes Ziel weiterhin unerreicht bleibt⁷. Eine punktuelle Stichprobe ergab sogar, dass die Identifizierung der Wasserzeichen nicht einmal approximativ erfolgte. Für den Urb. gr. 147 führt K. (301) als Wasserzeichen „sim. Briquet 2406“ an, in Wirklichkeit sind aber zwei Wasserzeichen vorhanden: A (ff. 1–114, 117–<248>) Waage, fast identisch Piccard, Waage I 246 (1465) und B (ff. 115+116) Ochsenkopf, ähnlich Piccard, Ochsenkopf XIII 586 (1479/1480). Die bei K. angegebene Briquet-Nummer ist lediglich als „Typ“ zu betrachten, die Piccard-Nummer hingegen als fast identisch. Die Linierung wird von K. überhaupt nicht behandelt.

Ebenso unbefriedigend ist, dass der Schrift des Georgios Hermonimos gerade zwei Textseiten der ganzen Monographie gewidmet sind (122–123) und dass sich K. mit der Unterscheidung zweier Perioden (Italien, Paris) zufrieden gibt, ohne allerdings klare Merkmale für beide Schriftstile herauszuarbeiten. Das unnötige Anführen von Incipit und Desinit bei Klassikertexten, das Zitieren neutestamentlicher Handschriften nach Soden (statt Aland), Irrtümer bei einigen Handschriftensignaturen⁸ sowie die Unkenntnis mancher neuerer Handschriftenkataloge⁹ erscheinen im Vergleich dazu als *cura minor*.

Ob Kalatzis Arbeit den Druck verdient hat, möge der Leser selbst beurteilen. Für eine (noch durchzuführende) systematische biographisch-paläographische Studie zu der interes-

byzantinischen Grabreden. Prosopographie, Datierung, Überlieferung 142 Epitaphien und Monodien aus dem byzantinischen Jahrtausend (WBS 19). Wien 1994, 376–379, verkürzen lassen. Das gilt ebenso für die Behandlung der (wenig aussagekräftigen, da weit verbreiteten) Schreiberverse (142–143), etwa durch Verweis auf I. VASSIS, *Initia carminum byzantinorum (Supplementa byzantina, Texte und Untersuchungen 8)*. Berlin – New York 2005 sowie V. ATSALOS, Die Formel Ἡ μὲν χεὶρ ἡ γράψασα in den griechischen Handschriften, in: *Scrittura, libri e testi nelle aree provinciali di Bisanzio. Atti del seminario di Erice (18–25 settembre 1988)*, a cura di G. CAVALLO – G. DE GREGORIO – M. MANIACI (*Biblioteca del Centro per collegamento degli studi medievali e umanistici nell'Università di Perugia 5*). Spoleto 1991, II 691–750 (= B. ATSALOS, *Παλαιογραφικά και κωδικολογικά ἀνάλεκτα*. Thessalonike 2004, 229–288).

⁴ Die lange Anmerkung 32 auf Seite 30 wäre ohne jeglichen Informationsverlust durch die entsprechenden Nummern des *RGK* zu ersetzen gewesen.

⁵ Grundsätzlich wäre es wünschenswert, wenn die Autorin präzise angeben würde, mit welchen Handschriften sie direkt arbeiten konnte.

⁶ Etwa P. CANART, *Les manuscrits copiés par Emmanuel Provataris (1546–1570). Essai d'étude codicologique*, in: *Mélanges Eugène Tisserant, VI (StT 236)*. Vatikan 1964, 173–287 (= IDEM, *Études de paléographie et codicologie, reproduites avec la collaboration de M. L. AGATI et M. D'AGOSTINO, I. [StT 450]*. Vatikan 2008, 33–166); O. KRESTEN, *Der Schreiber Andreas Darmarios. Eine kodikologisch-paläographische Studie*. (Diss.) Wien 1967; G. DE GREGORIO, *Il copista greco Manouel Malaxos. Studio biografico e paleografico-codicologico (Littera Antiqua 8)*. Vatikan 1991; V. LIAKOU-KROPP, *Georgios Tribizias, ein*

griechischer Schreiber kretischer Herkunft im 15. Jahrhundert. (Diss.) Hamburg 2002.

⁷ Was bedeutet etwa „thick paper of poor quality“ (185) im Falle des Cantabrig. CCC 224? Ist das Papier ohne Wasserzeichen oder sind Wasserzeichen feststellbar; wenn ja, welche? Auch eine Angabe wie „paper with similar watermark to Laud. Gr. 7“ (187) ist schwer verwertbar, zumal die Bestimmung der Wasserzeichen allgemein *cum grano salis* zu betrachten ist (vgl. oben).

⁸ Bereits 140 wären die Codices Royal 9 E II und 15 B VII mit der Abkürzung „Lond.“ zu versehen gewesen; Berol. 152 (267) existiert nicht, die Autorin meint offenbar Berol. Phill. 1556 (*idem* 268: Berol. Phill. 1601 statt Berol. 197).

⁹ Etwa: The British Library. *Summary Catalogue of Greek Manuscripts*. London 1999; I. NESKE, *Die Handschriften der Stadtbibliothek Nürnberg II. Die lateinischen mittelalterlichen Handschriften, Teil 2. Bibelhandschriften und Liturgica einschließlich der griechischen Texte*. Wiesbaden 1987; P. ANDRIST, *Les manuscrits grecs conservés à la Bibliothèque de la Bourgeoisie de Berne – Burgerbibliothek Bern*. Dietikon – Zürich 2007.

santen Persönlichkeit des Georgios Hermonymos dürfte sie immerhin als Materialsammlung nützlich sein.

Rudolf Stefec

Multilingual Illustrated Dictionary of Byzantine Architecture and Sculpture Terminology (Πολύγλωσσο Εικονογραφημένο Λεξικό Όρων Βυζαντινής Αρχιτεκτονικής και Γλυπτικής), edited by Sophia Kalopissi-Verti and Maria Panayotidi-Kesisoglou with the collaboration of Elka Bakalova, Ecaterina Buculei, Olga Etinhof, Raffaella Farioli Campanati, Miltos Garidis, Anka Stojaković, Pyrros Thomos, with architectural drawings by Petros Koufopoulos, S. Mamaloukos, Marina Myriantheos-Koufopoulou. Herakleion: Crete University Press 2010. XXXVII + 667 S., 835 Abb. im Text. ISBN 978-960-524-317-3.

Das vorliegende Fachlexikon ist das Ergebnis einer über drei Jahrzehnte währenden Zusammenarbeit der beiden Herausgeberinnen, die bereits 1981 unter dem Titel „Glossaire de la terminologie byzantine en architecture et en sculpture / Γλωσσάρι όρων βυζαντινής αρχιτεκτονικής και γλυπτικής“ eine Broschüre publizierten, in der in bescheidener Aufmachung ein nützliches Hilfsmittel der Übersetzung für die Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch und Griechisch angeboten wurde; bereits dieses Glossar bewirkte, neben der Erfüllung seines praktischen Zwecks, wohl auch eine teilweise Standardisierung der Terminologie.

In dem neuen Lexikon folgt auf Vorworte J.-P. Sodinis (VIII–XI, französisch / griechisch) und der beiden Herausgeberinnen und Hauptautorinnen (XII–XVII, englisch / griechisch) eine von diesen verfasste Einleitung (XVIII–XXXIII, englisch / griechisch), in der Geschichte und Aufbau des Werkes ausführlich dargelegt werden. Die Tatsache, dass das Lexikon insgesamt zehnsprachig ist, machte eine aufwendige, aber auch sehr fruchtbare und ergebnisreiche Zusammenarbeit mit zahlreichen Kunsthistorikerinnen und Kunsthistorikern aus dem gesamten byzantinischen Kulturraum erforderlich.

Das Lexikon enthält in seinem ersten Teil (Part A: Multilingual Illustrated Dictionary of Byzantine Architecture and Sculpture Terminology, 1–440) für mehr als tausend Termini Identifizierungen, oft in Verbindung mit bildlichen Erklärungen (Photos, Zeichnungen, Auf- und Grundrissen). Die Lemmata beziehen sich insbesondere auf Topographie und Siedlungsstrukturen, Stadtplanung, kirchliche und zivile Architektur, Festungsarchitektur, Bautypologie, Bautechnik, Mauertechnik, Baumaterialien, sowie bildende Kunst, besonders Glyptik, Dekoration und Morphologie.

Teil A ist in griechischer Sprache lemmatisiert und übersetzt die Termini jeweils in die folgenden Sprachen: Englisch, Albanisch, Französisch, Deutsch, Italienisch, Rumänisch, Bulgarisch, Russisch und Serbisch (in dieser Abfolge). Dankenswerterweise wird oft auch mehr als eine Übersetzung angeführt. Für die drei letztgenannten Sprachen erfolgt die Wie-

dergabe jeweils in kyrillischer Schrift und in lateinischer Transkription – naheliegender ist daher die Frage, warum nicht auch das Lemma als solches (zusätzlich zur griechischen Schrift) transkribiert wurde? (Ich vermute, dass mehr Kunsthistoriker – auch byzantinistische – des Russischen mächtig sind als des Griechischen). Den ersten Teil beschließen 359 Anmerkungen, parallel in griechischer (417–428) und in englischer Sprache (429–440); in ihnen – und in den Bildunterschriften – werden zu den meisten Lemmata knappe Erläuterungen und bibliographische Hinweise angeboten

Der zweite Teil (Part B: Bilingual Dictionaries, 441–597) enthält die alphabetischen Wörterverzeichnisse mit Verweisen aus den anderen neun Sprachen zu den Lemmata des ersten Teiles (in der oben genannten Abfolge). Daran schließt sich eine unterschiedlich reichhaltige Fachbibliographie zur byzantinischen Kunstterminologie (599–661; die Bibliographie hätte es verdient, bereits im Inhaltsverzeichnis am Beginn des Bandes vollständig aufgeschlüsselt zu werden, nicht erst auf 599–601). Auf ein bibliographisches Abkürzungsverzeichnis folgt eine *allgemeine Bibliographie*, die in Lexika, Handbücher, (wenige Hinweise auf) schriftliche Quellen, sowie die wesentlichen Architektur- und Kunstkategorien der Lemmata untergliedert ist, und eine detaillierte *Regionalbibliographie* der Großräume Europa und Asien / Afrika.

Am Ende stehen Indizes (663–667), so ein kurzer, aber nützlicher „Index of Endnote Terms“, der nach den Sprachen gegliedert ist und die „non-standard and rarely used terms, mentioned in the notes“ enthält und ein Verzeichnis der „multiple used drawings“, also derjenigen Grundrisse, Aufrisse und Skizzen, die mehreren Lemmata zur Erklärung jeweils unterschiedlicher Teile eines Objekts beigegeben wurden (e.g. betr. *Theater* die Grundrisse bei den Lemmata *θέατρο* sowie *διάζωμα*, *εδώλιο*, *επιθέατρο*, *κερκίδα*, *κοίλο*, *ορχήστρα*, *παρασκήνιο* und *σκηνή*).

Das vorliegende terminologische Lexikon geht in seinem Informationsgehalt über ein Wörterbuch weit hinaus und wird daher – und weil für seine Lektüre eigentlich keine Griechischkenntnisse erforderlich sind – nicht nur bei den Byzantinisten und Byzanzkunsthistorikern, sondern auch allgemein bei Kunst- und Architekturhistorikern Benutzer, aber auch Leser finden. Es stellt nicht nur ein wertvolles Hilfsmittel dar, sondern bietet sich zugleich als Einführung in die Terminologie der Architektur und bildenden Kunst an, für deren (beutensame) Vereinheitlichung es hoffentlich hilfreich sein wird. Mit dem Glückwunsch für ein gelungenes *opus magnum* verbindet sich der Wunsch, dass sich die beiden Herausgeberinnen und Hauptautorinnen, Sophia Kalopissi-Verti and Maria Panayotidi-Kesisoglou, aufgrund ihrer hervorragenden spezifischen Kenntnisse in Zusammenarbeit mit Philologen auch der Erforschung der *byzantinischen* Architektur- und Kunstterminologie so systematisch widmen mögen.

Johannes Koder

Michael S. KORDOSIS, *Tang China, the Chinese Nestorian Church and “Heretical” Byzantium (AD 618–845) (= Historikogeographika 11/12)*. Ioannina 2008. 309 S.

Zu den faszinierendsten Themen innerhalb der Byzantinistik gehört die Beschäftigung mit dem Verhältnis von Byzanz zu dem großen, ihm in mancher Hinsicht verwandten chinesischen Kaiserreich am östlichen Ende Eurasiens. Beide Kaiserreiche verstanden sich als Universalreiche, wurden von literarisch geschulten Beamten regiert und hatten sich mit aggressiven Steppenvölkern in den ihnen jeweils benachbarten nördlichen bzw. nordwestlichen Gebieten auseinanderzusetzen. Das neue Buch von M. K(ordosis) konzentriert sich auf das Verhältnis zwischen Byzanz (chines. Ta-ch'in bzw. seit dem 6. Jh. Fu-lin), der ostsyrischen („nestorianischen“) Kirche und China in der Zeit der chinesischen Tang-Dynastie (a. 618–907). Es ist die reife Frucht langjähriger Beschäftigung des Verfassers mit der Thematik, die bereits in wichtigen früheren Arbeiten ihren Niederschlag gefunden hat¹.

Problematisch ist nach K. die Quellenlage, da für die vom Verfasser behandelte Thematik neben der berühmten, 1625 entdeckten Inschrift von Xi'an oder Hsi-an-fu, die dort am 4. Februar 781 aufgestellt worden war und die der Verfasser im chinesischen und syrischen Originaltext zusammen mit der englischen Übersetzung von J. Legge (London 1888) in sein Buch aufgenommen hat (3–4 und 234–246), als Quellenmaterial nur einige wenige, relativ kurze Aussagen in zwei chinesischen Chroniken zur Verfügung stehen (2–4). Byzantinische, d. h. griechische Quellen aus dem 7.–9. Jh., in denen Zentralasien oder China erwähnt werden, fehlen leider völlig.

Schon die gewaltigen Entfernungen zwischen Konstantinopel und Chang'an (heute Xi'an), der westlichen Hauptstadt des chinesischen Reiches unter der Tang-Dynastie, stellten ein wohl nur schwer überwindbares Hindernis für diplomatische Beziehungen zwischen den Kaiserreichen dar. Wie bei den Kontakten zwischen Byzanz und den Westtürken in der Regierungszeit Justins II. (565–578) war auch zu dieser Zeit eine direkte Kontaktaufnahme zwischen Byzanz und China nur über das Gebiet nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres möglich, da nicht nur der zuvor von den Sāsāniden (224–651) beherrschte Iran seit Mitte des 7. Jh. unter arabischer Herrschaft stand, sondern auch Transoxanien und die Sogdiana seit Beginn des 8. Jh. arabischen Angriffen von zu-

nehmender Intensität ausgesetzt waren. Für die Weiterreise einer byzantinischen Gesandtschaft von Zentralasien nach China war darüber hinaus die Beherrschung der Gebirgspässe über den Pamir und der Straßen des Tarim-Beckens durch China unabdingbar, was nur in den Jahren 634–751 der Fall war, allerdings auch in dieser Zeit nur mit Unterbrechungen, da die chinesischen Besatzungen in den Städten des Tarim-Beckens sich häufig tibetischer und türkischer Angriffe erwehren mußten (vgl. dazu im Buch von K. 47–49, 67–68, 80, 87–88 und 101–104).

Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der ostsyrischen Kirche und ihres Verhältnisses zu Byzanz (11–16) behandelt K. zunächst ausführlich die Regierungszeit des zweiten und bedeutendsten Herrschers der Tang-Dynastie, Taizong (a. 626–649), unter dessen Herrschaft 635 der ostsyrische Missionar A-lo-pen China erreichte. Nach Prüfung der ins Chinesische übersetzten Heiligen Schriften erteilte Kaiser Taizong diesem die Erlaubnis zur Mission und befahl die Errichtung eines Klosterbaus für 21 Mönche im Stadtteil Yi-ning der westlichen Hauptstadt Chang'an. Noch während der Herrschaft dieses Kaiser gelangte 643 die erste, im Chiu-Tang-shu erwähnte Gesandtschaft des Königs Po-to-li von Fu-lin nach China, die entweder noch von Herakleios (610–641), Konstantin III. (641) oder erst von der Regentschaft für Konstantin II. (641–668) abgeschickt worden war (17–45). 667 erreichte eine weitere byzantinische Gesandtschaft China, die wohl wie die erste vor allem an militärischer Unterstützung gegen die Araber interessiert war (55–56). Umstritten ist, ob sich eine Angabe in der Grabinschrift des 710 in Chang'an verstorbenen persischen Prinzen A-luo-han, in der Fu-lin erwähnt wird, auf eine chinesische Gesandtschaft nach Byzanz beziehen läßt, die dann die einzige gewesen wäre, die von China nach Westen geschickt wurde (57–64). Eine weitere byzantinische Gesandtschaft ist in chinesischen Quellen für das Jahr 701 bezeugt (76–77). Offenbar bediente man sich seitens der Byzantiner zentralasiatischer Mittelsmänner. So berichten die chinesischen Quellen z. B. für das Jahr 719, dass zunächst ein hoher Würdenträger des Herrschers von Tocharistan im Auftrage des Herrschers von Fu-lin Kaiser Xuanzong (712–756) ein Löwen- und ein Antilopenpaar als Geschenk überbrachte und dass einige Monate später ein religiöser Würdenträger mit einem Tribut des Herrschers von Fu-lin in Chang'an eintraf. K. hält es für möglich, dass diese Gesandten den chinesischen Kaiser u. a. dazu veranlaßten, Maßnahmen gegen die Christen in China, die im Zusammenhang mit dem hauptsächlich gegen den Buddhismus gerichteten Vorgehen dieses Herrschers standen, zu beenden und die Errichtung einer ostsyrischen Metropole für China zu gestatten (88–99). 742 erreichte wieder ein hoher religiöser Würdenträger als Gesandter des byzantinischen Kaisers den Hof von Chang'an. K. bringt diese Gesandtschaft in Verbindung mit der im selben Jahr erfolgten, in der Inschrift von 781 erwähnten Aufstellung der Bilder Xuanzongs und seiner Vorgänger in der Kirche des oben erwähnten ostsyrischen Klosters im Stadtteil Yi-ning und der Schenkung von 500 Seidengewändern an die Mönche. 745 verfügte der Kaiser die Umbenennung der christlichen Klöster in den beiden Hauptstädten (Chang'an und Luoyang) und im übrigen Reich in „Ta-ch'in-Klöster“, d. h. „römische Klöster“, da die christliche Religion von dort stamme, was K. vor allem auf byzantinischen Einfluß zurückführt (104–126). 749/750 kam die letzte byzantinische Gesandtschaft nach China.

¹ M. S. KORDOSIS, China and the Greek World. An Introduction to Greek-Chinese Studies with special Reference to the Chinese Sources. *Historikogeographika* 3 (1991) 143–253 und 4 (1994) 251–310 (kommentierte Bibliographie); IDEM, The Name Fu-lin (= Romans). *Historikogeographika* 4 (1994) 171–178. Vgl. die nützliche Quellensammlung: The Sources of Roman-Greek World in ancient and medieval Chinese Texts. Translated and annotated by Chen ZHI-QIANG. *Historikogeographika* 10 (2004) 255–444 (mit Vorwort von K.). – Die immer noch unübertroffen beste Darstellung der Geschichte Chinas in dieser Zeit ist der Klassiker von O. FRANKE, Geschichte des chinesischen Reiches. Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit, II.: Der konfuzianische Staat I. Der Aufstieg zur Weltmacht. Berlin und Leipzig 1936, 350–529; III: Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Band I und II. Berlin – Leipzig 1937. Vgl. auch Chinas Goldenes Zeitalter. Die Tang Dynastie (618–907 n. Chr.), hrsg. von D. KUHN. Mit Beiträgen von I. ASIM u. a. Heidelberg 1993 (Bibliographie 273–291).

Mit der Niederlage chinesischer Truppen am Fluß Talas im Kampf gegen eine Koalitionsarmee von Sogdern und Arabern (751) begann der Zusammenbruch der chinesischen Herrschaft in Zentralasien, der vor allem durch die verheerende Rebellion des An Lu-shan (755–763) beschleunigt wurde, deren die Kaiser Suzong (756–762) und Daizong (762–779) nur durch den massiven Einsatz uigurischer, arabischer und tibetischer Hilfstruppen Herr werden konnten. 791 wurden die Verbindungen durch das Tarim-Becken von den Tibetern endgültig unterbrochen. Nach dem Zusammenbruch des tibetischen Reiches und der Zerschlagung des Uiguren-Reiches durch die Kirgisen (840) verzichtete Kaiser Wuzong (840–846) unter dem Einfluß seiner Ratgeber 843 auf den Versuch, die chinesische Herrschaft über das Tarim-Becken wiederherzustellen (126–137 und 152–153).

Unter diesem von Taoisten gelenkten Kaiser kam es in den Jahren 843–846 zu einer großangelegten Verfolgung der Anhänger aller vom Ausland nach China importierten Religionen, die hauptsächlich gegen den Buddhismus gerichtet war, aber auch zum Untergang der ostsyrischen Kirche in China führte (159–166). Im 10. und 11. Kapitel analysiert K., warum die ostsyrische Kirche in China zugrunde ging, warum sowohl in China als auch in Byzanz nach 751 abgesehen von den widrigen äußeren Umständen offenbar kein Interesse mehr an weiteren Kontakten zwischen den Reichen bestand und warum die byzantinischen Gesandtschaften nach China keine Erwähnung in den byzantinischen Quellen gefunden haben. Letzteres erklärt er u. a. damit, dass ikonoklastische Werke, in denen über diese berichtet wurde, nach 843 vernichtet wurden und dass „orthodoxe“ Werke wie die *Chronographia* des Theophanes diese Kontakte zwischen Byzanz und China bewußt verschwiegen, weil an ihnen „häretische Nestorianer“ beteiligt waren (167–194).

Ausführliche Zusammenfassungen in Englisch (195–204) und Neugriechisch (205–226), drei Appendices (227–233), zwei epigraphische Quellentexte (234–246), Listen der chinesischen und byzantinischen Kaiser, die vom Beginn des 7. bis zur Mitte des 9. Jh. regierten (247–248), ein Auszug aus einer älteren Publikation des Verfassers (248–261), eine ausführliche Bibliographie (262–273), ein Index (274–294) sowie Abbildungen und Karten (295–306) runden die Darstellung ab.

Im Einzelnen ist wenig auszusetzen an den vielfach zwangsläufig spekulativen Ausführungen von K., der sich angesichts der prekären Quellenlage mit großem Engagement darum bemüht hat, Licht in die Beziehungen zwischen Byzanz und China im 7. und 8. Jh. zu bringen und die Rolle der ostsyrischen Kirche als Vermittlerin unter umfassender Berücksichtigung ihrer Missionstätigkeit in China zu rekonstruieren. Wohl nur versehentlich wird Kaiser Leon III. (reg. 717–741) an einer Stelle als Leo III Isaurus bezeichnet (90), obwohl bereits Theophanes berichtet, dass dieser Kaiser aus der damals zu Nordsyrien zählenden Stadt Germanikeia (heute Kahramanmaraş) stammte. Problematisch erscheint mir die durchgängige Verwendung des eigentlich diffamierenden Begriffs „nestorianisch“ für die ostsyrische Kirche durch K., die nicht mehr dem Stand der kirchen- und dogmengeschichtlichen Forschung entspricht, wie z. B. zuletzt von Sebastian Brock, dem Nestor der Erforschung der Geschichte der syrischen Literatur und der syrischen Kirchen, überzeugend

dargelegt wurde². Das beeinträchtigt aber nicht den Wert dieser sehr anregenden Monographie zum Thema „Byzanz und China“.

Klaus-Peter Todt

² S.P. BROCK, The ‘Nestorian’ Church: a lamentable misnomer. *Bulletin of the John Rylands University Library of Manchester* 78 (1996) 23–35.

New Jerusalem. Hierotopy and Iconography of Sacred Spaces, ed. Alexei M. LIDOV. Moscow: Indrik 2009. 910 S., zahlreiche sw-Abb. ISBN 978-5-91674-051-6.

Der Band, eingeleitet durch den Herausgeber, enthält 36 Beiträge zu einer im Juni 2006 in der Staatlichen Tret‘jakov-Galerie zu Moskau veranstalteten Tagung „Novye Ierusalimy/New Jerusalem“. Alle Referate werden in zwei Fassungen (russ./engl. oder engl./russ.) vorgelegt. Die erste Fassung ist jeweils der ausführliche und mit Anmerkungen versehene Originalbeitrag, die zweite ein Resümee der ersten. Die Abkürzung „E“ (englisch) und „R“ (russisch) nach der Seitenzahl der besprochenen Artikel gibt jeweils Auskunft über die Sprache der ausführlichen Fassung.

Das Symposium wurde veranstaltet zur Feier des 350. Jahrestages seit der Gründung des Auferstehungsklosters Neu-Jerusalem (Voskresenskij Novo-Ierusalimskij Monastyr’) im Jahr 1656 durch Patriarch Nikon in der Stadt Istra am Fluss gleichen Namens, nordwestlich von Moskau. Das Kloster, das die Grabeskirche von Jerusalem symbolisch repräsentiert, liegt inmitten eines weitgespannten Areals (10 × 5 km), das dem Heiligen Land entsprechen soll. Lidov nennt in der Einleitung die gesamte Anlage „an impressive spatial icon“, die ihrerseits nur Teil der noch größeren Konzeption war, ganz Russland als ein neues Heiliges Land zu verstehen. In diesem Sinne setzt sich die Tagung das Ziel, „the making of sacred spaces“ als „separate branch of the history of culture“ zu erforschen.

Im Folgenden werden vorwiegend die Beiträge besprochen, die in direktem Zusammenhang mit Byzanz stehen. Es werden also die Referate ausgeklammert, die sich auf den römischen oder mittelalterlichen Westen beziehen, sowie alles, was im Wesentlichen die Welt der Slaven und den christlichen Orient (Armenien, Georgien), aber auch das Fortleben der Idee „Neues Jerusalem“ in der Neuzeit betrifft. Als einzige Ausnahme von dieser Regel werden zwei Artikel (Nr. 9 und 10) über Wandmalereien in serbischen Kirchen berücksichtigt, die in besonderer Weise mit dem Jerusalem-Gedanken verknüpft sind und zweifellos auf ein byzantinisches Konzept zurückgehen. Ich bin mir bewusst, dass ich mit der genannten Beschränkung der umfassenden kulturhistorischen Bedeutung dieses Sammelbandes nicht in vollem Maß gerecht werde, doch werden auch schon an den behandelten Beispielen die vielfältigen Aspekte des Themas deutlich. Um den Lesern dieser Rezension das Verständnis zu erleichtern, zitiere ich Titel und wörtliche Passagen nach der englischen Version.

Gemäß P. Guran, *The Constantinople – New Jerusalem at the Crossing of Sacred Space and Political Theology* (35–57, E), sind in Konstantinopel archäologische Identifikationen mit

Jerusalem kaum zu finden. In Schriftquellen hingegen finden sich zahlreiche Anspielungen auf den Jerusalem-Aspekt der oströmischen Hauptstadt. Das früheste einschlägige Zeugnis steht in der Vita Daniels des Styliten (spätes 5. Jh.). Hier rät Symeon Stylites der Ältere dem jugendlichen Daniel, seinen Aufenthalt nicht in Jerusalem, sondern in Konstantinopel zu nehmen, welches dank seiner zahlreichen Kirchen und heiligen Stätten ein Neues Jerusalem sei. Diese Äußerung zeigt, dass die Kaiserstadt am Bosphoros als das inzwischen einzige Machtzentrum der römischen Welt auch den Rang eines neuen Zentrums der Christenheit erlangt hatte, und der Kaiser wurde nun als neuer David oder als neuer Melchisedek bezeichnet. Eine Anspielung auf das Neue Jerusalem gleich Konstantinopel ist auch dem oft zitierten Ausruf Justinians I. in der Erzählung vom Bau der Hagia Sophia zu entnehmen, er habe als Erbauer der Kirche sogar Salomon übertroffen. Ein militantes Neues Jerusalem wird in der Homilie des Theodoros Synkellos angedeutet, die den byzantinischen Sieg über Avaren und Perser (626) dem besonderen Schutz Gottes für seine Stadt zuschreibt. In demselben Zusammenhang steht die Rückeroberung des Heiligen Kreuzes durch Herakleios aus der Hand der besiegten Perser und seine Überführung nach Konstantinopel. Auch in der Folgezeit finden sich in Byzanz Spuren der Jerusalem-Symbolik in verschiedenen Zusammenhängen. Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt mit der im 9./10. Jahrhundert aufkommenden Vorstellung, der Kaiserpalast von Konstantinopel selbst sei ein Neues Jerusalem, nicht zuletzt wegen der zahlreichen dort aufbewahrten einschlägigen Reliquien aus der Zeit Christi.

A. M. Pentkovskij, „Jerusalemization“ of Liturgical Spaces in the Byzantine Tradition (58–77, R). Nach dem Übergang zu größeren Versammlungsräumen für den christlichen Gottesdienst seit dem Ende der Christenverfolgungen im frühen 4. Jahrhundert gewinnt neben der basilikalischen Hallenkirche auch die Rotundenform der Grabeskirche in Jerusalem als charakteristischer Bautyp für das Gedächtnis der Märtyrer unter der Bezeichnung „Martyrium“ an Bedeutung. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts wurde in Jerusalem alljährlich das Kirchweihfest der Grabeskirche, Zeichen des Neuen Jerusalem, nach dem Vorbild der alttestamentlichen Tempelweihe, τὰ ἑγκαίνια, noch bezeugt im Evangelium des Johannes 10, 22, begangen. In Konstantinopel ist in der Folgezeit eine allmähliche „Jerusalemisierung“ der Liturgie erkennbar, nicht zuletzt durch die Übertragung von Passionsreliquien Christi (Kreuz, Lanze, Schwamm) aus dem 614 von den Persern eroberten Jerusalem. In den späteren Jahrhunderten feierte man in Byzanz das Kirchweihfest der Grabeskirche von Jerusalem am 13. September. Die damals verfassten Liturgiekommentare, vor allem die „Ordnung (διάταξις) der Göttlichen Liturgie“ des Patriarchen Philothos (14. Jh.), sehen die liturgische Handlung in enger Beziehung zum Leiden und Sterben Christi in Jerusalem. Der „Große Einzug“ wird nun als Prozession zum Grabe Christi, die Niederlegung der Gaben auf dem Altar als sein Begräbnis gedeutet.

Maria Cristina Carile, Imperial Palaces and Heavenly Jerusalem: Real and Ideal Palaces in Late Antiquity (78–102, E). Nach einer ausführlichen Einleitung über die realen Kaiserpaläste der Spätantike aufgrund der Schriftquellen gelangt die Verf. zu den idealen Palästen und beginnt mit dem Neuen Jerusalem der Johannes-Apokalypse als Stadt, Tempel und Palast in einem. Unabhängig von dieser Quelle findet sich die

Vorstellung vom himmlischen Königreich als einem lichtvollen Palast in zahlreichen Beschreibungen von Visionen vom 3.–6. Jh. im Osten wie im Westen des Römischen Reiches. Die irdische Erscheinung des Kaisers wird parallel zur himmlischen Erscheinung Gottes gesetzt, der Kaiserthron im Palast verweist auf den Thron Gottes im himmlischen Jerusalem. Entsprechend ist der Palast des Kaisers ein *sacrum palatium*.

Danica Popović, Desert as Heavenly Jerusalem: the Imagery of a Sacred Space in the Making (151–175, E). Im christlichen Denken spielt die Wüste eine besondere Rolle als Ort der Begegnung mit Gott und gehört deshalb zu den Topoi der asketischen Literatur. Auch Höhlen und Gebirge zählen zu den Aspekten der Wüstenlandschaft. Eine besondere Qualität haben die Wüsten in der Nähe der heiligen Stadt Jerusalem. Die Verf. untersucht entsprechend das Vorkommen der genannten Kategorien in Byzanz. Sie beginnt mit den heiligen Bergen und Höhlen als Aufenthalt byzantinischer Mönche und Asketen, kommt dann zu den Wüsten, die als himmlisches Jerusalem gedeutet werden, und schließt mit dem serbischen Material zum Thema.

A. M. Lidov, The Holy Fire. Hierotopical and Art-Historical Aspects of the Creation of New Jerusalem (277–296, R). Entsprechend dem Glauben der orthodoxen Kirche steigt an jedem Samstag vor Ostern das heilige Feuer auf das Heilige Grab in Jerusalem herab. Das Wunder ist seit dem 9. Jahrhundert bezeugt, sowohl von einem lateinischen Pilger wie auch einem arabischen Schriftsteller; in frühbyzantinischer Zeit sind es Gregor von Nyssa und Egeria, die verwandte Phänomene schildern. Das „nicht von Menschenhänden gemachte“ Feuer wurde als machtvolles Zeichen der Auferstehung, der Verheißung der Wiederkunft Christi und des ewigen Lebens im himmlischen Jerusalem gedeutet. Es wurde wie eine Reliquie auch an andere Orte transferiert. Im frühen 12. Jahrhundert nahm es etwa ein russischer Pilger mit in sein Land. Anscheinend ist es in byzantinischen Quellen kaum bezeugt.

Annemarie Weyl Carr, The „Holy Sepulcher“ of St. John Lampadistes in Cyprus (475–499, E). Nahe dem Heiligen Land gelegen und im Besitz kostbarer Reliquien aus der Zeit Christi, spielte Zypern bereits in der Geschichte des frühen Christentums, aber nach dem Zeugnis des Leontios Machairas auch noch im 15. Jahrhundert eine wichtige Rolle als heiliger Ort. Seit Beginn der Lusignan-Herrschaft (1191) mischten sich auf der Insel orthodox-byzantinische und abendländische christliche Traditionen. So wurde hier das Kloster des orthodoxen Mönches Neophytos Enkleistos (12. Jh.) als Symbol des Hl. Grabes zu einer beliebten Station für Pilger. Die neue Rolle der Insel findet auch Ausdruck in der Kunst der Kreuzfahrerzeit. Als Beispiel dafür nennt die Verf. zwei Ikonentafeln des Klosters St. Johannes Lampadistes in Kalopanagiotis mit der stehenden Figur des heiligen Mönches und ihn umgebenden Darstellungen, die nicht, wie sonst häufig, seine Vita, sondern sein Begräbnis im Klosterbereich darstellen. Dies scheint darauf hinzudeuten, dass Pilger sein Grab als ein „Heiliges Grab“ auf dem Boden Zyperns verstanden, was auch die leider nicht gut erhaltenen Wandmalereien des späten 13. Jh. im Sankt-Herakleidos-Katholikon dieses Klosters bestätigen.

Elka Bakalova – Anna Lazarovna, The New Jerusalem of St. Gerasimos on Cephallonia (500–519, E). Das Kloster „Neues Jerusalem“ auf Kephallonia war von Gerasimos Notaras (1506–1579) ein Jahrhundert vor dem Jerusalem-Kloster des eingangs erwähnten russischen Patriarchen Nikon gegrün-

det worden. Gerasimos hatte zwölf Jahre in der heiligen Stadt verbracht und dort auch seinen Mönchsamen Gerasimos im Gedenken an den Lykier Gerasimos angenommen. Dieser hatte im 5. Jahrhundert in der Wüste von Judäa, nah beim Jordan-Fluss zwischen Jerusalem und Jericho, eine Eremitage gegründet, aus der sich bald eine große Klosteranlage in Form einer Laura entwickelte. Die Mönche, die in zahlreichen über ein größeres Areal verstreuten Einzelzellen lebten, kamen nur an den Wochenenden in einem Koinobion zu Eucharistie und gemeinsamem Mahl zusammen.

VI. V. Sedov, *New Jerusalem in Churches over the Gates in Byzantium and Old Russia (544–584, R)*. Kirchen, die über einem Triumphbogen errichtet sind (*nadvratnye chramy*), geben in Byzanz und der von seiner Kultur beeinflussten Welt in der Regel das ideale Modell des Goldenen Tores von Konstantinopel wieder. Gemäß einer wahrscheinlich von Theodoros Synkellos anlässlich der Belagerung Konstantinopels durch die Avaren (626) verfassten Rede über das Gewand der Gottesmutter in der Blachernenkirche befand sich im Gebäudekomplex des Goldenen Tores eine Marienkirche, die aus unbekanntem Gründen den Namen „Jerusalem“ trug. Es ist aber wohl ein Zusammenhang zu dem triumphierenden Einzug des Kaisers in seine Stadt Konstantinopel, die zur himmlischen Stadt überhöht wird, anzunehmen. In Konstantinopel, sowohl im Palastbereich wie anderwärts, sind noch zahlreiche Kirchen über Triumphbogen zu nennen, vor allem die Christus-Kapelle beim Chalketor des Kaiserpalastes, die unter Kaiser Romanos I. Lakapenos erbaut und unter Johannes Tzimiskes zu einer Kirche erweitert wurde.

I. Stevović, *Late Byzantine Church Decoration as an Iconic Vision of the Heavenly Jerusalem: the Case of Kalenić (585–606, E)*. Die serbische Klosterkirche von Kalenić bei Kragujevac, errichtet unter Stefan Lazarević (1404–1427), ist Mariä Tempelgang geweiht. Der Bildzyklus im Narthex stellt entsprechend die im Tempel verbrachte Kindheit der Gottesmutter dar, die als historische Vorwegnahme des himmlischen Jerusalem zu interpretieren ist.

B. Cvetković, *Some Hierotopical Aspects of the New Jerusalem Programmes in the Fifteenth-Century Serbia (607–632, E)*, behandelt die Jerusalem-Idee im spätmittelalterlichen Serbien anhand von vier Bauwerken: Das Resava-Kloster, eine Gründung des Despoten Stefan Lazarević, gibt in Architektur und Bauschmuck den Jerusalem-Symbolismus wieder, der in der Vita des Despoten, verfasst von Konstantin von Kostenec, eine wichtige Rolle spielt. Kostenec erklärt, der Stifter habe das Kloster als Weg zum himmlischen Jerusalem konzipiert. Jerusalem spielt auch eine Rolle im Vergleich des Despoten mit Gestalten des Alten Testaments, vor allem mit Salomon. Auf Jerusalem verweist ferner die Analogie zwischen Stefan und seinem Vater Lazar, formuliert in der Parallele Salomon/David. An zweiter Stelle nennt der Verf. das im zuvor besprochenen Beitrag bereits thematisierte Kalenić-Kloster, welches er als eines der wichtigsten Monumente der mittelalterlichen serbischen Kunst bezeichnet. Vor allem betont er, dass sein Freskenprogramm von der Neu-Jerusalem-Ikonographie beeinflusst sei. Dieser Akzent hätte in der sehr detaillierten Beschreibung noch deutlicher herausgearbeitet werden können. Dies gilt auch für sein drittes Beispiel, die Esphigmenu-Urkunde des Fürsten Djurađ Branković. Klarer wird der Jerusalem-Bezug beim vierten Beispiel dargestellt, den Fresken der Jošanica-Klosterkirche in Zentralserbien. Allerdings besteht

hier eine Unsicherheit, ob das Fresko an der Westwand von ca. 1433 wirklich das himmlische Jerusalem darstellt.

Zusammenfassend gesagt, sind es folgende Aspekte des Neuen Jerusalem, die in den besprochenen Beiträgen behandelt werden: Am Anfang ist es die irdische Stadt Jerusalem, welcher die im 4. Jahrhundert erbaute Grabeskirche als Ort der Auferstehung Jesu Christi die Qualität eines Neuen Jerusalem verleiht. Darauf deutet auch das heilige Feuer hin, das am Samstag vor Ostern dort vom Himmel fällt. Aber durch den wachsenden Zustrom von Reliquien der Passion Christi nach Konstantinopel wird die Kaiserstadt am Bosphoros seit dem 5. Jahrhundert mehr und mehr zum Neuen Jerusalem schlechthin. Dies gilt seit dem 9. Jahrhundert insbesondere für den Kaiserpalast, in dem der irdische Herrscher wie Gott im himmlischen Jerusalem thronet. Als Ort des triumphalen Einzuges siegreicher Kaiser deutet auch das Goldene Tor auf diesen Parallelismus hin. Auf der Insel Zypern, der letzten Pilgerstation vor dem Heiligen Land, symbolisieren Begräbnisstätten heiliger Mönche das Heilige Grab. Orte des Neuen Jerusalem sind auch die Liturgie des letzten Abendmahles und die Wüste, insbesondere die im Umfeld der Stadt Jerusalem, die als Ort der asketischen Gottesbegegnung gedeutet wird. Im Bildprogramm der serbischen Kirche von Kalenić gibt Maria, die im frühen Kindesalter im Tempel von Jerusalem Wohnung nimmt, um sich auf ihre Rolle als Mutter des Erlösers vorzubereiten, gleichsam das Zeichen zum Beginn des Neuen Jerusalem.

Franz Tinnefeld

Anthony LUTTRELL – Elizabeth A. Zachariadou, *Sources for Turkish History in the Hospitallers' Rhodian Archive 1389–1422 (National Hellenic Research Foundation, Institute for Byzantine Research, Sources 14)*. Athens: Institute for Byzantine Research 2008. 176 S., 1 Taf. ISBN 978-960-371-051-6.

The late fourteenth and early fifteenth century is a poorly understood chapter in the history of the Aegean region. The reason is not so much a lack of sources, although there are of course important gaps, but the complexity of events, which involved a large number of actors representing different religious and political traditions. This was a hybrid world, in which members of the ruling classes adhered at least nominally to one of three competing religious identities (Orthodoxy, Catholicism, and Islam), but were often the product of mixed marriages, and were willing to form alliances on the basis of convenience. Such a world deserves to be studied in its own right. However, to the extent that it has been studied at all, it has tended to be from the perspective of one of three master narratives: the decline of Byzantium, the rise of the Ottomans, or the evolution of the Crusading movement. These correspond to distinct and well-established academic fields, but in none of them does the period in question occupy a central position. Instead it is seen as 'messy,' and therefore puts off researchers, who are more attracted to other subjects that can be studied more easily from within a single field.

Thankfully there are some notable exceptions to the rule, researchers who have the requisite languages and research experience to understand the world of the late Medieval Aegean, and are willing to pool their resources in order to make a lasting contribution to the field. The book under review here represents just such a contribution. It is the fruit of the collaboration of Elizabeth Zachariadou, an established authority on the early Ottomans and the other Turkish principalities of Anatolia, and Anthony Luttrell, the pre-eminent historian of the Knights Hospitallers of Rhodes. There is no doubt that it substantially improves our knowledge of the Aegean world at the turn of the fifteenth century, not only through the publication of heretofore unavailable documents from the Hospitallers' Rhodian archive in Malta, but also thanks to its narrative treatment of the period's events, which is based not only on those documents, but a wide variety of other source material as well.

The book begins with a useful bibliography and general discussion of the sources on the period. This is clear and accurate, and has the merit of covering a good deal of ground in just a few pages, providing an overview of Turkish, Byzantine, and Italian sources, on which Zachariadou is an acknowledged expert. Its only apparent fault is an unfortunate turn of phrase at the top of page 23, which creates the impression that an anonymous early Ottoman chronicle written in the court of Mehmed I concerns the period from 1413 to 1421, when in fact it is a contemporary chronicle of the Ottoman Civil War of 1402–1413 (see D. KASTRITSIS, *The Tales of Sultan Mehmed, Son of Bayezid Khan [Sources of Oriental Languages and Literatures 78]*. Cambridge, Mass. 2007). This section is followed by another on the Rhodian documents in Malta, which contains a very interesting discussion of Hospitaller record-keeping. The introduction ends with a brief presentation of various particulars needed to understand the documents: bulls, chronology, currency units, types of ships, etc.

The main body of the book is divided into two parts: a historical section entitled "The Hospitallers and the Turks: 1389–1422", which will be discussed in a moment, and a textual one containing a register of documents from the Rhodian archive in Malta. These are listed under their date and place of issue, with a brief summary of their content, followed by archival citation, previous publications, and in some cases extensive historical analysis. Twenty-six of the Rhodian documents are then published in full transcription, along with one from Venice. Apparently the reason for the inclusion of the Venetian document, a report by Buonacorso Grimani who was Vice Chancellor of the Cretan *curia*, is that it sheds further light on the situation in the area during the period under examination. From a scholarly point of view, the edition of these documents is exemplary, and could only have been improved by making it easier for the reader to navigate between the register and full texts, perhaps by placing the roman numerals corresponding to the full-text documents in the register's main headings. Finally, it should be noted that the book includes a useful map and index, which covers not only proper nouns, but also key terms.

Turning now to the content of the documents, these concern a broad range of matters, from the threat posed to the Hospitaller castle of Smyrna by the Ottoman Sultan Bayezid I, to the order's operations in Greece during the Ottoman Civil War, to relations with the Mamluks of Egypt, Turkish emirates of Anatolia, and Christian powers of Cyprus and the Roma-

nia. The longest of the Rhodian documents published in full provides a good idea of the range of Hospitaller activity: it is a request for the Hospital's Treasurer in the West to reimburse the Master of Rhodes for expenditures related to diplomatic missions to the Emir of Karaman, the Ottoman prince Süleyman, and the Byzantine Emperor. The description is quite detailed, mentioning various sums in different currencies, as well as gifts of silver and cloth. Reference is also made to the military and stipendiary needs of Kastellorizo, Bodrum, and the Hospitaller's guard galley.

There is no exaggerating the usefulness of Luttrell and Zachariadou's book to researchers interested in this poorly understood period of history. Most of the documents in the register are being made widely available for the first time, and the historical account is far superior to any other available treatment of the subject. Indeed, the nature of the events being discussed (there are thirteen short chapters) is such that the account provided is of as much use to Ottomanists and Byzantinists as to those interested specifically in the Hospitallers of Rhodes. Here is treated not only the relatively well-known Hospitaller activity in Smyrna and Bodrum before and after Timur's campaign, but also the much less known situation in the Peloponnese and mainland Greece, where the Knights were confronting the Ottoman frontier lords already under Murad I (1362–1389) and Bayezid I (1389–1402). The narrative is dense but clear and well written, with extensive citation. This work will therefore be of use not only to researchers wishing to make use of the published documents, but also to scholars and students needing a clear, reliable, and accessible account of the political situation in the late Medieval Aegean, which takes into account the perspective of all interested parties.

Dimitris Kastritsis

Anne McCABE, *A Byzantine Encyclopaedia of Horse Medicine: The Sources, Compilation, and Transmission of the Hippiatrica*. Oxford: University Press 2007. XII + 347 p. ISBN 978-0-19-927755-1.

L'ouvrage d'Anne McCabe, issu d'une thèse de doctorat soutenue en 2002, est une étude générale des *Hippiatrica*, une sorte d'encyclopédie hippiatrice byzantine qui regroupe des extraits de manuels vétérinaires disparus dans leur forme originale.

L'auteur, soulignant les insuffisances de l'édition d'E. Oder et de K. Hoppe publiée chez Teubner en 1924 et 1927, présente dans la première partie de son étude les quatre recensions du texte conservées à travers quinze manuscrits datés du X^e au XVI^e siècle. L'histoire des éditions ou encore l'historiographie relative aux *Hippiatrica* est également abordée ici (18–65). McCabe consacre ensuite l'essentiel de son travail à l'étude des sources des *Hippiatrica*. Les sept principaux auteurs qui sont à l'origine de cette compilation vétérinaire bénéficient chacun d'une présentation soignée et d'un examen approfondi: Anatolios, Apsyrtos, Eumèlos, Hiéroclès, Hippocrate [l'hippiatre], Pélagonius et Théomnestos. Ces notices de synthèse forment le corps du livre (66–258).

Situer leur période d'activité semblait être un problème résolu depuis les travaux de G. Björck qui les datait entre le I^{er} et le V^e siècle en se fondant sur Apsyrtos qu'il datait entre 150 et 250 de notre ère. Je suis revenu sur ses propositions en 1996 (cf. Deux textes grecs hippiatriques pseudo-hippocratiques: remarques et considérations, dans *Aspetti della terapia nel Corpus Hippocraticum. Atti del 'IX Colloquio International Hippocratico'* [Pisa 25–29 settembre 1996], éd. I. Garofalo *et alii*, Firenze 1999, 479–484). La datation proposée par G. Björck s'appuie principalement sur les efforts du philologue pour situer la période d'activité de Théomnestos, dont l'œuvre a servi de base à la constitution des *Hippiatrica*. Pour ma part, en suivant l'identification faite dans *PLRE* (p. 989) d'un des correspondants d'Apsyrtos, j'avais proposé de dater cet hippiatre du IV^e siècle. McC. suit également cette datation.

Les œuvres originales des sept principaux auteurs sont aujourd'hui perdues. Il ne reste qu'une collection d'extraits attribués, dans leur grande majorité, à ces écrivains. Leurs textes circulaient indépendamment les uns des autres jusqu'à leur réunion dans les *Hippiatrica*. Cette première opération de rassemblement n'a pas été conservée telle quelle. Quand cette collection hippiatrique prit-elle forme?

Les philologues et les historiens de la littérature ont longtemps eu tendance à attribuer au mouvement culturel des IX^e–X^e siècles des textes peu ou mal connus, parmi lesquels les *Hippiatrica* et les *Geoponica*. Les textes géoponiques, tels qu'ils sont parvenus, datent du milieu du X^e siècle et ont été «édités», sur l'ordre de Constantin VII Porphyrogénète, par un compilateur anonyme souvent identifié comme étant Cassianus Bassus. En réalité, l'œuvre de celui-ci (Περὶ γεωργίας ἐκλογαί) a été recopiée quasi intégralement par ce compilateur anonyme sous Constantin VII, qui l'a quelque peu retouchée et l'a déguisée par l'ajout d'un προοίμιον. Bien qu'on ait parfois eu tendance à dater Cassianus Bassus du X^e siècle, il a, en réalité, vécu au VI^e siècle de notre ère.

En ce qui concerne les *Hippiatrica*, on pense désormais que la rédaction de la collection primitive serait plus ou moins contemporaine de celle des *Geoponica*. La manière de compiler les *Hippiatrica* est rapprochée, à juste titre, par McC. (59–65) de celle utilisée pour les encyclopédies médicales depuis le IV^e siècle de notre ère. Dans une dernière partie consacrée à la compilation et l'évolution des *Hippiatrica* (259–296), l'auteur rappelle, en effet, que les *Hippiatrica* partagent avec les *Geoponica* l'histoire d'une double transmission: une compilation tardo-antique d'auteurs de peu antérieurs ou contemporains du compilateur, puis une réécriture sous les auspices de Constantin VII d'une nouvelle version, caractérisée notamment par les exigences littéraires du X^e siècle et une langue grecque plus soutenue.

En dépit de son titre principal, il est moins question dans ce volume d'art vétérinaire au sens propre que de transmission du savoir hippiatrique. Ce dossier complexe de l'évolution de la tradition écrite est mené à bien par l'auteur. L'auteur aurait pu prendre également en compte les travaux de V. Gitton-Ripoll sur Pélagonius. De même, mes récents travaux sur le développement de la cavalerie aux III^e–IV^e siècles d'une part, la mise en découverte des plusieurs « instruments » hippiques d'autre et, enfin, l'essor que connaît la production hippiatrique grecque et latine au même moment, auraient pu aider l'auteur dans sa démonstration. Signalons aussi le travail de W. Rieck (Zur Pathologie der Pferdeseuchen im Mittelalter, dans Fach-

literatur des Mittelalters. Festschrift für Gerhard Eis, éd. G. Keil – R. Rudolf – W. Schmitt *et alii*, Stuttgart 1968, 277–292) que l'auteur semble ignorer.

Enfin, l'auteur, en signalant l'existence de cinq recensions (p. 1), intègre une œuvre qui résume en grande partie les *Hippiatrica*, mais n'est en aucun cas une recension de la collection hippiatrique. Des fragments de cette œuvre, connus depuis longtemps, sous le titre transmis dans un des manuscrits, le Vaticanus Palatinus gr. 365, sous le nom d'Épitomé ont été édités pêle-mêle par E. Oder et K. Hoppe dans leur édition de 1924–1927. Or, à moins d'une démonstration explicite, mais qui fait défaut dans le présent ouvrage, parler d'une cinquième recension pour cette œuvre est une erreur qui pourrait induire le non spécialiste à des fausses conclusions. Signalons ici que certains textes, présents dans l'Épitomé, ne le sont pas dans les *Hippiatrica*. De plus, l'Épitomé ne les résume pas, au sens strict du terme, mais en reprend, parfois même fidèlement, des extraits. À l'opposé, son rédacteur donne des indications pratiques qui ne se rencontrent pas dans les *Hippiatrica*. L'Épitomé est conservé dans dix copies qui forment au total cinq recensions parvenues dans huit manuscrits, dont deux illustrés.

En dépit de ces remarques, il est certain que ce travail, d'un langage très clair, sera très utile aux historiens des sciences et aux philologues qui travaillent sur le savoir scientifique dans l'Antiquité et le Moyen Âge.

Stavros Lazaris

Sancti Gregorii Nazianzeni Opera, Versio Graeca I, Orationes X et XII, ed. Justin MOSSAY cum prooemio a B. COULIE. Turnhout – Leuven: Brepols Publishers 2006. CXXXV + 64 S. ISBN 978-2-503-40641-1.

Nach langjähriger Vorbereitung (Handschriftenstudien; Edition georgischer, armenischer, syrischer, arabischer) Übersetzungen liegt nun der erste Teil der geplanten großen griechischen Ausgabe des Gregor von Nazianz vor. Ganz ungewöhnlich – und wohl einzigartig in der griechischen Patristik – ist hierbei das Verhältnis von Einleitung etc. zu Text mit kritischem Apparat, d. h. von 166 zu bloß 21 Seiten. Hervorzuheben ist freilich, dass die umfassenden Vorarbeiten anderer Forscher ganz wesentlich dazu beigetragen haben, dieses Ziel zu erreichen.

Alles ist sehr breit und ausführlich, manchmal auch unständig wissenschaftsgeschichtlich angelegt. Auf das Vorwort folgt die Einleitung mit zunächst folgenden vier Kapiteln: die alten Editionen, die Zielsetzung der vorliegenden kritischen Ausgabe, eine einführende Liste der verwendeten griechischen Handschriften (zu unterscheiden sind fünf Hauptklassen, daneben gibt es noch drei ganz kleine Sondergruppen), die indirekten Textzeugen (Kollation der armenischen, syrischen und georgischen Übersetzungen) und Zitate.

Das fünfte Kapitel umfasst dann den Hauptteil der Einleitung, nämlich die Anlage der Edition, mit folgenden Unterabschnitten: die Klassifizierung der griechischen Handschriften nach äußeren und inneren Kriterien (mit Bewertung der Varianten und einem detaillierten Stemma S.CXIV), die Anlage der Edition und des kritischen Apparats.

Eine kleine Ergänzung zu 29 Anm. 2: zu Γέωργιος Βασιφόρος vgl. das *PLP* Nr. 2043. Ansonsten verwundert die

Übersetzung von περιούσιος mit „saint“ (56) statt „(people) élu“ („ausgewählt“; vgl. Bauer-Aland). Nicht leicht nachvollziehbar ist die gänzlich unübliche Platzierung der Bibel- (und sonstigen) Zitate am Ende der Einleitung anstatt in einem üblichen Testimonienapparat unter der Edition, vgl. CXVII „Pour la clarté et la facilité de consultation, notre appareil scripturaire trouve place à la fin de cette introduction“. In der Anm. 107 (CXIX) ist μετεχειρήσατο sicherlich als μετεχειρίσατο zu verstehen.

Zum anschließenden Abkürzungsverzeichnis der Bibliographie (CXXV–CXXXV) sind einige Bemerkungen zu machen: die Abkürzung ARC (Action de recherche concertée) kann schwerlich als bibliographische Angabe gewertet werden. Man vermißt die Neubearbeitung des Wörterbuchs von Bauer (1958) durch Aland 1988. Statt „Der kleine Pauly“ (München 1975) sollte „Der Neue Pauly“ (Stuttgart 1996–2003) verwendet werden. Die Angabe unter „Liddell et Scott“ ist ungenau und unvollständig: lies „1940“ und ergänze das Supplement 1996. Eine neue Ausgabe des Lexikons von Photios hat Theodoridis begonnen (A–M, Berlin 1982–1998). Für die Septuaginta wären neben der Standardausgabe von Rahlfs auch die ausführlichen Einzelbände der Göttinger-Ausgabe (1924ff.) zu nennen. Völlig veraltet ist unter „Suidae lexicon“ die Ausgabe von Gaisford, der Editor kennt offensichtlich nicht die einzig zu benutzende von A. Adler (Leipzig 1928–38). TLG bedeutet hier nicht – wie in der Gräzistik üblich – Thesaurus Linguae Graecae, University of California (Internet: <http://www.tlg.uci.edu>), sondern die sich damit stark überschneidende Reihe Thesaurus Patrum Graecorum im Rahmen des Corpus Christianorum. Auf CXXXV (abréviations critiques) wäre statt „(editio) Parisiana“ das übliche „Parisina“ zu setzen.

Der Lexikograph findet folgende interessante Wörter: ἀκκληδιώτως Or. XII 66; ἀποπτέω Or. X 75 v.l.; ἐναπομαραίνομαι Or. XII 44 v.l.; κατεπιδιωρόω S. 58 schol.; συμπαραπέτομαι und συμπεριπέτομαι als Varianten zu συμπαρίπταμαι Or. XII 103; συναπομακραίνομαι Or. XII 44 v.l.; συνδιεπιφέρω Or. XII 101 v.l.; συννομοθέτης Or. XII 37 mit der v.l. ἐπινομοθέτης; ὑπερομολογέομαι S.53 schol.

Nur sehr wenige Druckfehler sind zu vermerken: XVII, Anm. 2 lies „aux colonnes“; LX, Anm. 59 „κεχειροτόνητο“; LXXXI (ligne 46) „η = οί“; ligne 53 „ι = η“; die Übersicht auf LXXIV ist verdruckt; CXV „originale“; CXXVII (Ehrhard) ... „Anfängen“; CXXI „Edimbourg“; auf 15 fehlt im Apparat die Zeilenangabe 8; 19, 43 app. „εὐεκτεῖν“; 29, Anm.1 „Palaeographie“; 48f. Anm. 3–4 „Scholia“; 57 πλείστοισιν (zweimal) sicherlich ein Fehler für „πλείστοισιν“.

Schließlich hätte – wie bei dieser Reihe stets üblich – ein (sehr kurzer) Index der paar Eigennamen der beiden Reden nicht fehlen sollen (Ἀαρὼν usw.). Auf der anderen Seite wären so manche Einsparungen durch Zusammenfassung (z.B. auf 15, Z.3: ... N. 13–21 ...) bei den bis zu sechs Zeilen umfassenden Aufzählungen der jeweiligen Handschriften im kritischen Apparat sowie in Teilen der Einleitung möglich gewesen.

Mit großem Interesse werden Patristik und Gräzistik auf die Edition weiterer Reden des Gregor von Nazianz warten.

Erich Trapp

Byzantine Trade, 4th–12th Centuries. The Archaeology of Local, Regional and International Exchange, ed. Marlia MUNDELL MANGO (*Society for the Promotion of Byzantine Studies. Publications* 14). Farnham – Burlington: Ashgate 2009. XXXI + 477 p. ISBN 978-0-7546-6310-2.

Ce volume inclut la majeure partie, vingt-sept au total, des communications présentées lors du 38^{ème} symposium des études byzantines organisé à Oxford en 2004. Il est consacré au sujet des échanges commerciaux développés au niveau local, régional et international dans la Méditerranée, surtout sa partie orientale, du IV^e au XII^e siècle. La Méditerranée occidentale entre en compte dans la mesure où elle a développé des échanges commerciaux avec l'Orient. Les deux dernières études du volume concernent le nord de la mer Noire, espace qui jouissait d'un régime particulier au sein de l'empire byzantin, ainsi que le nord de la Russie. Comme l'indique le titre, l'objectif fixé était celui d'aborder le sujet surtout du point de vue de l'archéologie. A la fin du volume il y a un index général assez compréhensif qui rend la consultation plus facile. Il faut aussi noter que le livre comprend un grand nombre de tables, de cartes et de figures. Le *terminus post quem* n'est pas choisi au hasard. En dehors de la valeur symbolique du IV^e siècle dans le processus de la naissance de l'état byzantin, l'éditrice explique qu'elle voulait couvrir une époque qui est restée en dehors de l'Histoire Économique de Byzance (*The Economic History of Byzantium from the Seventh through the Fifteenth Century*, I–III, éd. A. LAIOU. Washington, D.C. 2002). Elle souligne aussi le fait qu'après l'ouvrage classique de A.H.M. JONES, *The Later Roman Empire, 284–602: a social, economic and historical survey*. Oxford 1964, qui traite la question du commerce de façon plutôt sommaire, il y avait besoin d'une nouvelle approche de celle-ci.

Le tome est divisé en six parties. A titre d'introduction (3–14), l'éditrice offre un aperçu global du contenu et de la problématique du volume. La première section discute la question de l'importance de la cartographie aussi bien au Moyen Age qu'à l'époque moderne. Ayant comme point de départ la découverte relativement récente d'un traité géographique arabe daté de la première moitié du XI^e siècle et accompagné des cartes, la première étude pose la question de l'utilité pratique pour les marchands de cette sorte de traités (Emilie Savage-Smith, 15–29). En ce qui concerne la section «byzantine» du traité, l'auteur anonyme paraît avoir disposé des renseignements assez fiables, ce qui suggère une familiarité soit de l'auteur, soit de ses sources avec cette partie de la Méditerranée (voir à titre d'exemple les renseignements fournis sur l'île de Chypre qui sont vérifiés par d'autres sources arabes (Ibn Hauqal, *Configuration de la terre*. Traduction partielle, ed. J. H. KRAMERS – G. WIET. Paris 1964, I 199). Les deux contributions qui suivent constituent une tentative de mettre en évidence l'importance de l'étude systématique de la répartition des naufrages (S. Kingsley, 31–36) et des amphores (O. Karagiorgou, 37–58) pour déceler les réseaux de commerce, tout en évoquant les difficultés, méthodologiques et techniques, qui surgissent.

La deuxième section a comme objectif l'étude de la production artisanale et de sa commercialisation au niveau local en présentant trois cas-exemples: Scythopolis en Pales-

tine (4e–8e siècles), Alexandrie en Égypte (5e–9e siècles) et Preslav, capitale du premier état bulgare (9e–10e siècles). L'évolution urbanistique à Scythopolis présente des traits pareils à ceux qu'on rencontre dans d'autres centres urbains de l'Antiquité tardive pendant la même période; destruction et abandon de grands bâtiments romains et changement d'usage d'autres. Les fouilles témoignent des importations de céramique de l'Afrique du Nord, de Phocée et de Chypre pendant la première moitié du VIe siècle, ce qui est d'ailleurs phénomène courant à cette époque. L'ère islamique a vu le développement de nouveaux réseaux de commerce s'étendant jusqu'en Andalousie. L'archéologie permet même d'établir la continuité du commerce pendant le passage d'une domination à l'autre et les répercussions de ces modifications sur le commerce, alors que les sources écrites n'en soufflent aucun mot (Y. Tsafir, 61–82). De nouvelles découvertes archéologiques à Alexandrie jettent de la lumière sur un aspect mal connu de la production artisanale de la grande métropole byzantine, notamment celle d'objets d'ivoire et d'objets de verre. Parmi ces derniers figuraient des pavements d'*opus sectile*, destinés non seulement au marché local, mais également à l'exportation à d'autres centres urbains du bassin méditerranéen, comme par exemple Corinthe (Elizabeth Rodziewicz, 83–95). La troisième étude de cette section se concentre sur la céramique polychrome produite à Preslav pendant la deuxième moitié du IXe jusqu'au XIe siècle, destinée selon toute évidence à faire face à la demande de la cour royale et des certains établissements patronnés par la cour et qui ne semble pas avoir fait l'objet d'un commerce de masse (Rossina Kostova, 97–117).

Les possibilités fournies par l'archéologie dans le domaine de l'étude du commerce deviennent encore plus évidentes dans le cas du commerce et de la production au niveau local et régional à propos duquel les sources écrites ne soufflent pas mot. La troisième section a comme objectif de présenter certains cas-modèles de marchés régionaux, qui approvisionnaient les campagnes voisines, tout en expédiant leur production à des destinations plus lointaines. Il nous frappe que même des objets d'usage quotidien comme c'était le cas avec la céramique du type "Brittle Ware" découverte en Syrie ne se trouvaient pas en dehors des circuits commerciaux, comme le montre sa distribution sur les territoires syriens (Agnès Vokaer, 121–136). L'étude de la céramique découverte dans quelques sites à l'intérieur de l'Isaurie, pas loin de la côte et suffisamment doués des ressources naturelles, fait ressortir d'une part les contraintes de la géographie et d'autre part le fait qu'en dehors des types de céramique relativement bien étudiés et répandus à travers les réseaux de commerce interrégionaux, il y avait des productions locales destinées à faire face aux besoins de la population de la région (M. P.C. Jackson, 137–143). Parfois, on se trouve dans l'heureuse situation de voir le témoignage des sources écrites corroboré par celui de l'archéologie, comme c'est le cas avec la commercialisation du vin de la région de Ganos sur la côte nord de la mer de la Propontide. Toutefois, il faudrait avoir plus de témoignages pour soutenir que ce commerce était surtout alimenté par la production du monastère les vestiges duquel furent découverts dans la région (Nergis Günsenin, 145–153).

La quatrième section porte sur certains produits artisanaux et notamment les objets de céramique, les objets de verre et les objets métalliques. La première étude met en relief les perspectives qu'offre l'archéologie dans le domaine de l'interprétation

des sources écrites. La tentative d'une nouvelle datation des certains types de céramique fine (Cyriot Red Slip Ware) et de céramique quotidienne ainsi que du type d'amphore connue sous le nom de LR1 (Late Roman 1) pose encore une fois le problème de la continuation ou non des échanges dans le sud-est de la Méditerranée suite à l'apparition des Arabes. Traditionnellement on considère que ces types de céramique s'arrêtent vers l'an 700. Selon de nouvelles données, elles iraient jusqu'à dans la deuxième moitié du VIIIe et même, dans quelques cas, jusqu'à dans les premières années du IXe siècle. Ce qui est encore plus important, elles étaient diffusées dans tout le bassin sud-est méditerranéen, ce qui signifie que l'expansion musulmane n'a pas provoqué de rupture des réseaux de commerce dans cet espace. En revanche, ceux-ci semblent avoir fonctionné indépendamment de Constantinople (Pamela Armstrong, 157–178). Le commerce de produits de céramique se révèle assez perplexe, puisque le chercheur doit tenir compte de plusieurs paramètres. Les facteurs déterminants pour qu'un type de céramique soit diffusé dans tel ou tel marché étaient le coût de cette céramique, sa qualité, sa compétitivité par rapport à d'autres types de céramique, les intérêts des intermédiaires, le goût de la clientèle. La présence d'un type de céramique dans un marché ne signifie pas nécessairement que celui-ci était commercialisé dans ce marché. Les données chiffrées sont très importants de ce point de vue (Ioanna Dimopoulos, 179–190). Les différentes phases de commercialisation de certains produits artisanaux, et notamment d'une catégorie d'objets de verre particulièrement précieux et fabriqués selon une technique spéciale (open-work glassware), allant du commerce de la matière première jusqu'à celui des objets eux-mêmes, est le thème de l'étude suivante (H. Meredith, 191–197). Une autre catégorie d'objets de luxe et de demi-luxe, fabriqués de verre peint, est le sujet de la contribution qui suit. La datation de ces objets ainsi que leur provenance (à l'exception des bracelets fabriqués en verre peint) ne font pas l'unanimité des chercheurs. La plupart seraient datés entre le Xe et le XIIIe siècles. Les centres de production seraient localisés à Corinthe – rappelons les théories développées à propos de la datation des objets de verre découverts dans cette ville –, Constantinople et Amorion, sans toutefois pouvoir en exclure l'existence d'autres. Le modèle de diffusion de cette production dans des régions qui soit appartenaient à l'Empire à un moment donné (par exemple la Bulgarie), soit avaient développé des rapports intenses, commerciaux et culturels, avec Byzance est un indice de leur provenance byzantine (Natalija Ristovska, 199–220). Les objets métalliques constituaient un autre aspect de la production artisanale byzantine. Le dernier article de la section passe en revue des objets métalliques fabriqués en argent et en cuivre et datés entre le IVe et le XIIe siècle et essaie de retracer les chemins par lesquels ils sont parvenus à des destinations aussi lointaines que l'Asie centrale (Marlia Mundell Mango, 221–236).

La cinquième section porte sur le commerce international. L'étude des amphores découvertes en Italie et en Espagne et datées des Ve–VIe siècles montre un trafic de vin continu entre l'Est et l'Ouest de la Méditerranée, alimenté surtout par la demande des communautés marchandes orientales installées dans cette partie du monde romain. Le volume de ce commerce se réduit rapidement depuis les dernières années du VIe siècle, suite à la récession de l'influence byzantine à l'Ouest. Le même trafic de vin est attesté par les sources littéraires,

et, secondairement, par le témoignage archéologique, entre le sud-est de la Méditerranée et la péninsule arabique avec la différence, néanmoins, que dans ce dernier cas l'interaction avec Byzance, constatée sur plusieurs niveaux, fut effectivement plus longue (M. Decker, 239–252). Un réseau d'échanges fonctionnait également pendant toute la période étudiée entre l'Extrême et le Moyen Orient. Byzance importait de l'Extrême Orient des substances médicinales –rappelons les dispositions du Livre du Préfet concernant les articles négociés par les *myrepsoi* (Anne McCabe, 273–291). Ce courant fonctionnait également dans le sens inversé, puisque des élites sociales habitant très loin des frontières de l'Empire se plaisaient dans des objets de luxe importés de l'étranger. C'était le cas, par exemple, avec les élites chinoises qui faisaient importer des objets de verre, initialement de l'empire romain, plus tard des Sassanides et, à la fin, des pays de l'Islam (H. Kinoshita, 253–261). Situé entre l'Occident et l'Orient, Zeugma en Haute Mésopotamie, importait de la céramique aussi bien des côtes égéennes que de la Mésopotamie centrale. Cela est très suggestif étant donné que par la même route se faisait le commerce de Byzance en d'autres marchandises comme la soie (P. M. Kenrick, 263–272).

La sixième section traite elle aussi le commerce international en se focalisant non pas sur les articles, mais sur les échanges. Elle comprend trois parties. La première concerne les échanges dans la partie nord-ouest de l'Empire. Au VI^e siècle les produits de l'Orient parvenaient jusqu'à la Bretagne atlantique. Le témoignage archéologique, qui n'est pourtant pas abondant, suggère que la plupart des amphores et de la céramique fine qui y furent découvertes provenaient directement de l'Orient et non pas de l'Occident méditerranéen, ce qui est un peu surprenant compte tenu de la distance et des difficultés de transport. En ce qui concerne les articles de ce commerce, l'huile d'olive occupait probablement la première place parmi les produits agricoles. En échange, la Bretagne aurait exporté des esclaves ainsi que des métaux comme l'étain. Les auteurs formulent l'hypothèse qu'il s'agissait d'un commerce mis en place par l'état byzantin qui aurait besoin de se procurer de l'étain, indispensable pour la frappe de la monnaie. Pourtant, les quantités de céramique découvertes ne permettent pas, en ce moment, d'affirmer l'existence d'un commerce bien établi (E. Campbell – C. Bowles, 297–313). L'étude suivante est complémentaire de la précédente, puisqu'elle traite le sujet de l'extraction de l'étain dans la Bretagne atlantique pendant l'Antiquité tardive et pose la question du trafic de cet article entre l'Orient méditerranéen et les bords de l'Atlantique (C. J. Salter, 315–322). Des problèmes ayant affaire aux difficultés de la navigation dans l'océan Atlantique et par conséquent aux modalités de transport de marchandises des ports méditerranéens vers la Bretagne sont abordés dans la troisième étude de cette partie (S. Kingsley, 323–326).

La deuxième partie de cette section est consacrée à l'étude des échanges entre la partie sud et la partie orientale de l'Empire byzantin pendant la période proto-byzantine. La mer Rouge jouait un rôle considérable dans les réseaux commerciaux pendant l'Antiquité tardive, ce qui eut comme conséquence le développement d'une série d'*emporion*. Or, le matériel archéologique à la disposition des spécialistes montre que, en ce qui concerne les *emporion* de la partie nord, il y a un décalage entre le témoignage archéologique et celui des sources littéraires. Cette fois-ci, ce sont les sources écrites qui nous

donnent une image exagérée de l'importance de ces *emporion*, image qui ne correspond pas aux réalités de l'Antiquité tardive (S. E. Sidebotham, 329–352). La éventualité des exportations d'ivoire de l'Aksoum dans une période aussi tardive que le VI^e siècle est discutée, entre autres sujets, dans la dernière étude de cette partie (D. W. Phillipson, 353–368).

La troisième partie de cette section s'occupe du commerce international dans l'axe est-ouest. Déjà depuis le VIII^e siècle les Vénitiens s'aventuraient dans les eaux de la Méditerranée orientale. Leurs voyages commerciaux dans cet espace deviennent plus fréquents à partir du Xe siècle, puisque, suite à des changements qui ont bouleversé l'équilibre politique au cœur du califat, le centre de gravité du commerce international fut transporté à l'Égypte. En même temps, le développement de l'économie byzantine et la demande des couches larges de la population d'avoir accès à des produits de luxe ou de demi-luxe favorisèrent l'expansion du commerce vénitien en Orient (D. Jacoby, 371–391). Les possibilités offertes par les sciences appliquées dans le domaine de l'archéologie sont illustrées dans l'article concernant les mosaïques de la cathédrale de Torcello (milieu du XI^e siècle), à proximité de Venise, réalisées par des artistes byzantins. La comparaison des *tesserae* employées pour la décoration de la cathédrale de Torcello avec les objets en verre et le verre non travaillé transportés dans les cales du bateau qui a fait naufrage à Serçe Limani (autour de 1025), ainsi qu'avec la production de certains ateliers de verre du Moyen Orient, amène à des conclusions intéressantes. Bien que la provenance des *tesserae* de Torcello n'est pas la même avec celle du verre de l'épave de Serçe Limani, il semble qu'au Moyen Orient fonctionnaient plusieurs centres de production de verre employant les mêmes techniques de production. Les analyses démontrent aussi que le verre pouvait être employé pour une période très longue, s'étendant même à l'espace de deux siècles, après avoir été recyclé (Irina Andreescu-Treadgold – J. Henderson, 393–417).

La dernière section du volume est consacrée aux confins septentrionaux de l'Empire. Le rôle de Chersôn dans les échanges de Byzance avec les nomades de la steppe et avec les Rus' aux IX^e–Xe siècles est suffisamment souligné dans plusieurs études. En revanche, les chercheurs n'ont pas approfondi l'étude des relations de Byzance avec les régions côtières de la mer d'Azov et notamment avec les deux sites à l'entrée de la mer d'Azov, c'est-à-dire le Bosphore Kimmérien et Tmutorokan. Celles-ci étaient déjà une réalité au IX^e siècle, mais elle sont devenues beaucoup plus intenses aux XI^e–XIII^e siècles, même si au niveau politique le lien entre ces régions et le reste de Byzance n'était pas fort. L'interdiction d'accès aux marchés de Rhössia et de Matracha imposée aux Génois par l'état byzantin en 1169 nous fait penser que des intérêts vitaux de Byzance étaient en jeu (J. Shepard, 421–441). Je laisse pour la fin deux remarques bibliographiques. On dispose d'une nouvelle édition de l'*Alexiade* (éd. D. R. REINSCH – A. KAMBYLIS [CFHB XLI]). Berlin – New York 2001) ainsi que d'une nouvelle édition, accompagnée d'une traduction, de la Vie de saint Jean de Gothie (M.-F. AUZÉPY. La vie de Jean de Gothie [BHG 891], dans: La Crimée entre Byzance et le khaganat khazare, ed. C. ZUCKERMAN. Paris 2006, 69–85). Le commerce de Byzance avec l'état de Kiev, qui nous est partiellement connu grâce aux traités bilatéraux conservés dans l'Ancienne Chronique Russe, se fondait essentiellement sur l'exportation à Byzance de produits des forêts nordiques. Les

fouilles menées dans des installations agricoles du nord de l'Europe confirment en effet le témoignage des sources écrites que les fourrures constituaient l'exportation principale du nord de la Russie vers le Sud. De l'autre côté, les fouilles ont mis en lumière des produits artisanaux importés de loin, parmi lesquels figurent de grandes quantités de perles en verre venues de Byzance (cf. l'étude de Natalija Ristovska), et des fragments de tissus en soie (N. Makarov, 443–461). Rappelons le traité de 944 entre Byzance et Kiev, qui désignait strictement la procédure par laquelle les Rus' pouvaient se fournir des soieries au marché de Constantinople.

Résumons. L'importance de l'archéologie dans l'étude du commerce est inestimable. L'historien aussi bien que l'archéologue sont parfois entravés au cours de leurs recherches par des idées reçues qui peuvent distordre leur vision sur les choses. Or, il s'agit, parfois, d'idées graduites dépourvues d'appui réel. Ce qui devient clair par ce volume, c'est la nécessité d'une nouvelle lecture des sources écrites, en ce qui concerne le commerce, et leur interprétation à l'aide du témoignage archéologique. D'autre part, le regard de l'historien est indispensable pour que l'archéologue puisse éclaircir certains points qui autrement resteraient de simples constatations. Il ne faut pas manquer de noter que toutes les contributions au volume exploitent les derniers résultats de fouilles et que la céramique ne monopolise pas l'intérêt, comme c'est souvent le cas. Les objets de verre et les objets métalliques occupent une place considérable. J'avoue que je m'aurais aussi attendu à une étude traitant des produits artisanaux comme les tissus, mais les difficultés techniques de leur conservation expliquent partiellement cette absence. Il me semble, aussi, qu'il serait utile d'avoir une synthèse qui envisagerait de façon plus globale la question de l'évolution du commerce entre le IVe et le XIIe siècle et aiderait à compléter une image plus ou moins fragmentaire. Pour l'essentiel, toutefois, il s'agit d'un volume de haute qualité qui élargit nos connaissances et approfondit notre compréhension d'un sujet aussi passionnant comme c'est le commerce. Il nous laisse aussi entrevoir que le progrès dans le domaine de la recherche archéologique nous réserve pas mal de surprises.

Maria Gerolymatou

Manoles PΑΡΑΘΟΜΟΡΟΥΛΟΣ, Διογένους παιδιόφραστος διήγησις των ζώων τετραπόδων. Κριτική έκδοση με εισαγωγή, μετάφραση και γλωσσάριο (Logos ellenikos 6). Athen: Ekdoseis Aletheia 2010. 260 S. mit 36 Abb. ISBN 978-960-99225-3-1.

Nach den Textausgaben von Wilhelm Wagner (1874) und Vasiliki Tsiouni (1972, ersch. 1975) war die mittelalterliche Vierfüßlergeschichte auch Gegenstand einer umfassenden Analyse und englischen Übersetzung von Nick NICHOLAS und George BALOGLU: *An Entertaining Tale of Quadrupeds, Translation and Commentary*. New York 2003. Ich habe die beiden letzten Werke ausführlich rezensiert (Tsiouni in *Hell* 28 [1975] 453–460 und Nicholas/Baloglou in *BZ* 97 [2004] 610–613) und verweise auf diese Besprechungen. Vor allem durch das letztgenannte Werk kam die Vierfüßlergeschichte in den einmaligen Genuss, nicht nur in den großen literarischen

gesellschaftlichen Rahmen des ausgehenden griechischen Mittelalters gestellt, sondern auch bis in kleinste Detail der Textinterpretation erforscht worden zu sein.

Der Umstand aber, dass sich Nicholas/Baloglou für ihre Studien zur Vierfüßlergeschichte und für ihre englische Übersetzung auf einen von Manolis Pαπαθoμoπoυλoς erstellten griechischen Text ohne kritischen Apparat beriefen, war von einem rein philologischen Standpunkt aus unbefriedigend. Dem wurde jetzt mit der vorliegenden kritischen Präsentation dieses Texts abgeholfen.

Bereits 2002 hatte der am 20. 4. 2011 verstorbene P(απαθoμoπoυλoς) in einem Artikel in der Festschrift Saunier¹ mit „ca. 100“ Textstellen die von mir angezweifelte Gleichwertigkeit des Texts des Parisinus (P) gegenüber dem Text des Constantinopolitanus Seragliensis (C) zu beweisen versucht. Die dort geäußerte Erwägung (384 Anm. 9), der Text der Handschriftengruppe CVAL könne eine sekundäre „volkstümlichere“ Fassung gegenüber P sein, wird im vorliegenden Werk nicht mehr aufgegriffen, wohingegen der schon dort vorgebrachte Hinweis auf eine Kontamination zwischen P und VL auch hier wieder eine Rolle spielt. Schon im Vorwort der vorliegenden Ausgabe wird mein Referat Ἡ «περὶ φράσει» Διήγησις των τετραπόδων ζώων² vom Verfasser als Auslöser für eine neuerliche Beschäftigung mit der Vierfüßlergeschichte angeführt.

Betrüblicherweise gibt es dort wie hier kaum eine Seite, in der ich nicht als Vertreter einer falschen Theorie für die Herausgabe von Texten der mittelalterlichen griechischen Volksliteratur erhalten muss. Schließlich haben wir bei bislang sieben internationalen Kongressen mit dem schönen Titel *Neograeca Medii Aevi* und den diesbezüglichen Kongressakten Erkenntnisse vorgelegt, die über meine Person und meine wissenschaftlichen Ansichten weit hinausreichen, sodass ich mich gewiss zu Unrecht in der auf mich gerichteten Schusslinie befinde. Da diese Frage aber in der vorliegenden Ausgabe derart im Zentrum steht, ist es nicht zu umgehen, erneut ein paar klärende Worte darüber zu verlieren.

Wer einmal verstanden hat, wie die Überlieferung mittelalterlicher sogenannter volkssprachlicher Textzeugnisse funktioniert und sich auch in der unendlich angewachsenen Sekundärliteratur der mittelalterlichen Romanistik, Germanistik oder Anglistik ein wenig eingearbeitet hat, wird mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen, dass im griechischen Mittelalter, was diese volkssprachliche Literatur betrifft, die Uhren hätten anders laufen und diese Texte Produkte einer kontaminierten Handschriftenüberlieferung sein sollen. Es geht einfach nicht an, mit der als allein seligmachenden stemmatischen Methode einen Text vorzustellen, den es in dieser Mischform nie gegeben hat. Selbst wenn man zu der Ansicht gelangt sein sollte, die P-Überlieferung sei mit der C-Überlieferung gleichberechtigt, widerspricht eine aus P, C und weiteren Handschriftenzeugen erfolgte Textmischung allen wissenschaftlichen Erkenntnissen, die wir für die Überlieferung mittelalterlicher

¹ M. PΑΡΑΘΟΜΟΡΟΥΛΟΣ, Κριτικές παρατηρήσεις στην Παιδοφράστου Διήγησιν τῶν Ζώων τῶν Τετραπόδων, in: Kaniskion Philias. Timetikos tomos gia ton Guy-Michel Saunier, ed. E. MOSER-KARAGIANNIS – E. ΓΙΑΚΟΥΜΑΚΕ. Athen 2002, 383–398.

² Aphieroma ston E. Th. Tsolake (Praktika th' epistemoniakes syntaseses, Maios 2000). Thessaloniki 2002, 269–277.

volkssprachlicher Texte haben. Und es muss im Kommentar zu γέγραπται in V.4 nicht betont werden, dass damit eine schriftliche „ὄχι προφορική“ Tradierung des Texts bezeugt wird. Wann wird man denn endlich mal verstehen, dass es sich hier weder um mündliche Kompositionen noch um mündliche Tradierung, sondern um den mündlichen Vortrag (Performanz) von verschriftlichten, aber unfesten Texten handelt, die über das Ohr rezipiert wurden? Das hätte man spätestens auch aus dem ἀναγινώσκονται im vorausgehenden Vers 2 in der Bedeutung *vorlesen* entnehmen können.

Es geht hier doch weder um eine Ehrenrettung des Textzeugen P gegenüber C noch um die Aufzählung dieser oder jener besseren Lesart, sondern um die Erstellung eines Texts, der in irgendeiner Weise als Schrifttext existiert hat und nicht auf der Suche nach einem Archetypus den Auswahlkriterien eines Philologen des 21. Jahrhunderts ausgeliefert ist. Denn es ist ja nicht so, dass jene stemmatische Methode bei „gleichwertigen“ Textzeugen eine objektive Lösung anbieten kann. Der Verfasser nennt auf 54 selbst jene Kriterien, nach denen er in solchen Fällen vorgegangen sei: „Usus des Autors, Metrum, Formeln, Stil, „Physiognomie“ des jeweiligen Herausgebers u.s.w.“. Hängen diese Kriterien denn nicht vom – noch so guten – subjektiven Kenntnisstand des heutigen Philologen ab? Mittelalterliche volkstümliche Texte der Unterhaltungsliteratur im low-register der Schriftkoine unterliegen aber Kriterien, die auf der Unfestigkeit und damit Veränderbarkeit des Textes durch den jeweiligen Bearbeiter basieren.

Da andererseits die Texte der beiden Haupthandschriftzeugen C und P letztendlich auf einen gemeinsamen schriftlichen Text zurückgehen und die Differenzen sich in der Regel im Rahmen der üblichen lexikalischen, morphologischen, phonetischen und syntaktischen Varianten und Umstellungen bewegen, sollte diese Auseinandersetzung über Leithandschrift oder Stemma nicht überbewertet werden. Da sich auch der Text einer Leithandschrift „Verbesserungen“ aus Texten anderer Handschriften nicht verschließt, wäre es sinnvoll, wenn letztendlich ein Begriff wie „best text“ auf der Grundlage eines vorhandenen Textzeugen die Gemüter beruhigen könnte.

Mein abschließendes Urteil in der Besprechung des Werks von Nicholas / Baloglou über den jetzt auch hier vorgelegten Text war damals: „Insgesamt und ohne jeden Zweifel ist festzuhalten: Der von Papatthopoulos edierte Text ist gegenüber der von V. Tsiouni vorgelegten Ausgabe ein immenser Fortschritt, Lesefehler sind nahezu ausgeschlossen“ (612).

Das vorliegende Werk liefert also mit geringfügigen Änderungen diesen schon für 2002 angekündigten Text in einer gesonderten Ausgabe, diesmal mit kritischem Apparat, einer fundierten Einführung vor allem, was die handschriftliche Überlieferung und die Texterstellung betrifft, eine synoptisch beigegebene neugriechische Übersetzung in Fünfzehnsilbern, sowie ein umfangreiches Glossar. Die Aufstellung der Struktur der Vierfüßlergeschichte wird aus der „ausgezeichneten“ (P.) Ausgabe des Pulologos von Isavella Tsavari wieder abgedruckt. In einem Anhang werden einige Kopien aus den diesbezüglichen Handschriften sowie aller Seiten beigegeben, die Illustrationen zum Text liefern.

P zeigt gegenüber C Varianten in V. 5 (das ἔχουσιν an 3. Stelle des Verses in C wird in P an die erste Stelle gesetzt), V. 6 (der mit einem O-Laut beginnende V. 6 in C ist in P umgestellt und wird zu V. 7, was einen neuen Vers zur Folge hat, der eine z. T. wörtliche Erweiterung von V. 5 darstellt) und

V. 8 mit dem Versbeginn mit einem ὑπερθαρροῦντες, das von P. in ὑπερθαρροῦσιν verbessert wird. Die Umstellung in V. 5, der Zusatz von V. 6 (nicht „om. CLV“) und der Ersatz von βούλονται durch ὑπερθαρροῦντες stehen gegen alle übrigen Handschriftzeugen. Nur so wird aber die Akrostichis ΔΙΟΓΕΝΟΥΣ geschaffen, was dann zum Autor der Vierfüßlergeschichte führen soll. Passt dieser nette Einfall nicht ziemlich genau zu jenem pseudogelehrten Schreiber von P, der sich in vielfacher Weise um eine Stilanhebung verdient machen will? Das Verb ὑπερθαρρῶ ist im übrigen im TLG nicht nachweisbar, was die These untermauert, dass dieser ganze Vers 8 von einem Schreiber stammt, der sich in pseudogelehrte Höhen begibt. Natürlich ist in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass auf diesen Diogenes auch das berühmte παιδιόφραστος für πεζόφραστος zurückgeht, das die Wissenschaft seit über 100 Jahren beschäftigt, obwohl διήγησις ἐν πεζῇ φράσει oder πεζόφραστος (C) gerade das bezeichnet, was wir vor uns haben: „Erzählung in Fünfzehnsilbern.“ Oder was ist mit Fällen wie (659) ὡς ἤκουσεν (CVAL), das in P ἐσήκωσεν verlohrt wurde, womit eine sinnvolle, aber sekundäre Variante in phonetischer Verwandtschaft erreicht wird?

Die aufgelisteten „Fehler im Archetypus“ (20) sind schon allein deshalb wenig überzeugend, weil der „Urtext“ ja erst durch Konjekturen erschlossen werden muss.

Der folgenden undifferenzierten Aufzählung von „Binde- und Trennfehlern (oder unterschiedlichen Lesarten)“ muss schon wegen des Begriffs – σφάλματα *Fehler* widersprochen werden. Die einzigen Fehler sind die offensichtlichen Verschreibungen vom Τυρ σωμαρίν – σαμαρίν, σύνταξιν – σύναξιν, δρόμα – δρόμια, φερὸν – νερόν.

Alle weiteren Belege gehören in die Kategorien der

- lexikalischen Varianten wie σάκτια – πύκτια, κονταρίων – σκουτελίων, τοῦ σκύλου – τοῦ κύων (!), καρκεΐαν – μαγειρίαν, ἔβλεψεν – ἤκουσεν, πορνικόν – πονηρόν, γέροντες καὶ νέοι – γραῖες καὶ μεσόγραις, ἀψύς – γοργός,
- morphologischen Varianten wie μετεωρισθοῦσιν – μετριασθῶσιν, πόδας – πόδια, μαίμου – μαμούν,
- phonetischen Varianten wie γεῦμα – γίωμα, σουλτάνοι – σολτάνοι,
- und syntaktischen Varianten wie πρὸς τὸν κάτην – ὑπὲρ τοῦ κάτου, σκοπεῖτε – σκοπήσετε.

Auch Umstellungen wie ταγίζουσιν ... ποτίζουσιν – ποτίζουσιν ... ταγίζουσιν, ψώρα ... βρόμος – βρόμος – ψώρα, καταλεί ἀγάπην – ἀγάπην καταλεί sind keine „Fehler“. Nahezu grotesk wird diese Einstellung, wenn es etwa um „Trennfehler von C“ (36f), diesmal ohne „unterschiedliche Lesarten“ geht. Auch hier stehen undifferenziert nebeneinander in einer Rubrik:

- phonetische Varianten wie κάτω – κάτου, ἀγαποῦσι – ἀγαπῶσι, ἐφθέγγατο – ἐφθέξατο,
- morphologische Varianten wie ρίψουν – ρίζουν, οὐδὲν θυμούνται – οὐκ ἐνθυμούνται,
- lexikalische Varianten: των – τους, τὸ φοβερόν καὶ μέγαν – καὶ θρόνον τῶν ἀνθρώπων, ἐστάθην εἰς τὸ μέσον – μέσον τοῦ συνεδρίου, οὐκ ἔστιν ὅλως – ἐκεῖ οὐ στέκει,
- und Schreibvarianten: ἐσθίοντες – ἐστίνοντες, πομπή – μπομπή, κολοβήν – γκολοβήν.

Sogar die vermeintlichen „Zusätze“ von C finden hier als „Fehler“ ihren Platz.

Es folgen noch lange Listen mit vermeintlichen „Kontaminationen“ zwischen P und L und P und A. Der Abschnitt endet

allerdings mit einer persönlichen Offenbarung (41): „Nicholas und Baloglou sind ziemlich skeptisch, was die Richtigkeit der Erklärung betrifft, weil die Kontamination in den Texten der Volksliteratur ziemlich viel seltener sei als in den klassischen Texten. Das Argument ist richtig, aber die Kontamination ist die einzige Erklärung, die ich fand.“

Obwohl sich die beigegebene neugriechische metrische Übersetzung in Fünfzehnsilbern eng an den mittelalterlichen Text anlehnt, ist es erstaunlich, wie viele metrische Verstöße (vor allem betonte 3. und 11. Silben) den Vortragsrhythmus stören. Die Vorlage war nicht frei von solchen Verstößen, liest sich aber in aller Regel ungleich besser als ihr neugriechisches Pendant. Wertvolle Anmerkungen, z. T. mit weiterführender Literatur, werden im unteren Leerraum der neugriechischen Übersetzung mitgeliefert.

Eine besondere Würdigung verdient das Glossar, und hierbei der überall zu erkennende Beitrag von Tasos Karanastasis. Da dieser Beitrag zum Teil auch schon in die Ausgabe von Nicholas – Baloglou eingeflossen war und deren Erkenntnisse auch in diesem Glossar mitberücksichtigt werden, ist der Gewinn doppelt. Auch Varianten aus dem kritischen Apparat sind berücksichtigt. Die Erklärungen gehen z. T. über das Kriaras-Lexikon hinaus. Aufzunehmen wären noch gewesen: ἀπασσαδόρος (32), λιβάδα (791), μεσόγραις (927), ραβδοκοπῶ (739), σουλτάνος (494 u. a.), στρωμνή (496), ὑβριστής (637), ὑπερθαυμάζω (522), χαροποιός (269), χλωρόπηκτος (252). φλυαροκορδολόγος ist zu halten, χάνω (το στόμα) ist (Mund) „aufreißen“, σαγίττα (625) scheint mir hier ein „Weberschiffchen“ zu sein, σαλταρόλιν (bzw. σαλταρόλιν L) ist kein *Salzfässchen*, sondern geht auf venez. saltarello zurück in der Bedeutung „vorstehender Türriegelhebel (s. Boerio), ωτιδά ist wohl Verschreibung für *và πηδά*, in μπροσελίνες und έντελίνες stecken lat. *antelina* bzw. *antilena* und sind deshalb mit *ι* und einem *λ* zu schreiben, τυμπανίζω und τυροφᾶς sind verrutscht.

Mein abschließendes Gesamturteil kann nur lauten: Geschaffen und erschlossen wurde ein lesbarer Text. Dass es diesen in der hier vorgelegten rekonstruierten Form nie gegeben hat, hat den Philologen P. nicht angefochten, sollte aber dem Leser dieser Ausgabe bewusst sein.

Hans Eideneier

Encyclopaedic Prosopographical Lexicon of Byzantine History and Civilization, vol. 2: Baanes – Eznik of Kolb. Edited by Alexis G. SAVVIDES – Benjamin HENDRICKX. Assistant editor Thekla Sansaridou-Hendrickx. Turnhout: Brepols Publishers 2008, XLIII + 458 S. ISBN 978-2-503-52377-4.

Es ist keine Freude für den Rezensenten, dieses Werk (EPLBHC – eine Abkürzung, die man sich vielleicht gar nicht merken sollte) besprechen zu müssen, zumal da er ja zusammen mit W. Brandes bereits in *JÖB* 60 (2010) 27–33 eine eindeutig negative Stellungnahme zu Band 1 abgegeben hat. Der nun folgenden neuen Liste von Mängeln, Ungereimtheiten und willkürlicher Zitierweise im bibliographischen Teil

jeweils von Band 2 seien folgende generelle Feststellungen vorausgeschickt:

1. Diese auf die vorausgehende griechische Ausgabe (Προσωπογραφικό Λεξικό Βυζαντινής Ιστορίας και Πολιτισμού. Athen 1996–) folgende englische stellt in vielen Fällen eine Verschlechterung dar, ausgehend von häufig mangelhafter bibliographischer Fachkenntnis der Übersetzer.

2. Der engere Kreis des gedachten Benutzerkreises wird nach Möglichkeit nur oder zumindest zusätzlich zu den bewährten alternativen Nachschlagewerken greifen, bzw. den oft mangelhaften Quellenapparat jeweils selbst verbessern.

3. Problematisch kann es allerdings dann werden, wenn sich ein Forscher eines historischen Nachbargebiets auf dieses in guter äußerer Aufmachung erscheinende Werk verlässt.

4. Die Aufnahme dieses Werkes in das Programm des bedeutenden Verlages Brepols muss einen verwundern.

5. Da eine Änderung des Publikationsprogramms – auch bei Einlangen weiterer kritischer bzw. negativer Rezensionen – realistischerweise nicht zu erwarten ist, sei wenigstens der Wunsch geäußert, die Herausgeber mögen die folgende unvollständige (!) Mängelliste ernst nehmen und den künftigen Bänden wesentlich mehr Sorgfalt zuteil werden lassen.

Corrigenda Abkürzungsverzeichnis. Seite XVI: von Liddell-Scott ist nur die englische Ausgabe von 1940 mit Supplement von 1996 zu gebrauchen; XXV: Fortsetzung und Neubearbeitung der Patriarchatsregesten von Grumel durch Darrouzès und Laurent (1932–1990); XXVI lies „Zepos“; XXIX: *PLP* wurde erst 1996 (Register) abgeschlossen; XXX: zu Psellos ist die Ausgabe von Impellizeri von 1984 zu verwenden; XXXII findet man das Lexikon von Sophocles, nicht aber zuvor die modernen, weder Kriaras, noch Lampe oder das *LBG*; von Symeon (Magistros) und Logothetes gibt es die neue Ausgabe von Wahlgren (*CFHB* 44 [Berlin – New York 2006]); XXXIII lies „Vizantijskij“; XXXIV nicht „für deutschen morgenländischen Gesellschaft“, sondern „der deutschen ...“. Allgemein ist zu bemerken, dass das Abkürzungsverzeichnis wesentlich mehr Titel hätte umfassen müssen, die im Haupttext unnötigerweise dutzende Male in (manchmal unterschiedlicher) Form *in extenso* zitiert werden. Außerdem hätte man im Hinblick auf die verwendeten Ausgaben griechischer Texte bequem das Verzeichnis des *LBG* zur Kontrolle heranziehen können.

Die anschließende Liste der Autoren lässt leicht erkennen, dass nur ein sehr bescheidener Teil von ihnen international als Byzantinisten ausgewiesen ist (Bartikian, Cheynet, Karla, Lampakes, Littlewood, Lounges, Stepanenko, Todt, van Deun, Yannopoulos u.a.), der weitaus größere gehört anderen – meist benachbarten – Disziplinen an. Von einer repräsentativen Auswahl kann bei bestem Willen keine Rede sein.

Nun aber zur Fehlerliste die Lexikon-Lemmata betreffend. Sie beruht, wie schon vermerkt, auf einer unvollständigen und unsystematischen Durchsicht und betrifft vorwiegend die Bibliographie: Seite 1 (Baanes): statt „Hieromix“ bzw. „Hieromax“ (weiter unten; beide Formen finden sich im Internet nach einem Dictionary of Greek and Roman Geography von 1854) lies das verständliche „Yarmuk“ (beruht auf griech. Ἱερμουχᾶς/Ἱερμουχθᾶς bzw. lat. *Hieromix*), vgl. den fehlenden Hinweis auf *ODB* 2214; S. 11 lies „Seldschukengeschichte“ ... KAY-KHUSRAU“; S. 12 zu Bakcheios fehlt Der Neue Pauly II 406, außerdem lies „Leipzig“ (statt „Keipzig“); S. 47f. Bartholomäus von Edessa gehört nicht in das 9., sondern in das 12. Jh.,

wie seit über 40 Jahren bekannt ist; S. 49 (Bartholomew the Younger) ergänze LM I 1494f.; S. 57 lies „Obshestvennych“ ... „Byzanz und das Abendland im 10. und 11. Jahrhundert“ (nicht „im 10 und 11. Jahr.“); S. 59 „Die byzantinischen“; S. 62 (Basil Komnenos) fehlt der Hinweis auf das *PLP* 12092; S. 65 lies „Jerusalem and Mosul“, statt des verstümmelten „M. Syros“ der Bibliographie lies „Michel le Syrien“ bzw. „Michael the Syrian“ wie zuvor; S. 66 lies „syrischen“; S. 67 Η γενεαλογία των Κομνηνών; S. 69 in der neuen Anna-Edition von Reinsch – Kambylis steht „Zygadenos“, Neuausgabe von Pseudo-Psellos über die Dämonen in *REB* 38 (1980) 105–194, der Verweis auf den Originaltext des Zonaras fehlt, lies „Phundagiagiten“; S. 73 und öfters kennen die Autoren nicht die neue Ausgabe des Attaleiates von I. Perez-Martín (Madrid 2002), bei Kekaumenos fehlt das Zitat des griechischen Textes; S. 75f. sollte der originale russ. Titel „Polnoe sobranie russkich letopisej“ genannt werden, lies „Kaiser Manuels II.“, lies „Malingoudi“ wie in Zeile zwei; S. 77 statt MICHAEL VIII. lies „VII.“; S. 79 lies „Averincev“; S. 88 lies „Bayezids II.“; S. 93 korrigiere im Titel „BELISARIOS“, es fehlt der Hinweis auf Der Neue Pauly II 552f.; S. 95 statt „ny Krybitziotes“ lies „by Kr.“; S. 97 (Benedict of Nursia) vgl. Der Neue Pauly II 559–561; S. 99 lies „Kana und weitere Schriften des Patriarchen Benjamin I.“; S. 102 Pachymeres nach alter Ausgabe zitiert (statt Failler), dieser Fehler wird im weiteren nicht mehr angeführt; S. 105 (Berenguer d’Entenza) fehlt der Verweis auf *PLP* 27580 mit den hier fehlenden Zitaten aus Pachymeres und Gregoras; S. 108 Anna wieder nach der alten Ausgabe von Leib, nicht nach der von Reinsch – Kambylis (vgl. Abkürzungsverzeichnis XX) zitiert, im Folgenden wird dieser häufige Mangel nicht mehr erwähnt; S. 109 fragt man sich, warum nach Bertrand of Rays (nicht im *ODB*) der nicht minder interessante Bertrandon de la Broquière (*ODB* I 284) unberücksichtigt geblieben ist; S. 110 lies „Meanwhile“, „Ploussiadenos“ und ergänze zu Bessarion von Korone *PLP* 23385; S. 112 (Kardinal Bessarion) ergänze *PLP* 2707, statt „Sattrey ... Byz 25“ lies „Saffrey ... Byz 35“; S. 114 „Beck“ steht im Abkürzungsverzeichnis XX, Ausschreiben des Titels unnötig, man vermisst Bīrūni (*ODB* 291); S. 115 vgl. *PLP* 2810 (Demetrius Blastos); S. 118 gleich sieben Druckfehler, lies: „Westrink ... weiterer Beitrag ... der ... Lackner ... Vorherbestimmung ... Lackner ... Überlieferungsgeschichtliche“; S. 120 lies „Selassie“; S. 123f. (Boethius) ergänze „Der Neue Pauly II (1997) 719–723“; S. 135 lies „Kaiserreiches“; S. 138 neuere Ausgabe der Vita des Klemens von Ochrid durch Iliev in *Byzantinobulgarica* 9 (1995) 62–120, dritte Zeile von unten lies „Medioevo“; S. 140 und und sonst oft wird der Eindruck erweckt, Zlatarski habe seine bulgarische Geschichte auf Neugriechisch geschrieben; die russischen Originaltitel zu Boris und Gleb stehen im *ODB* 311; S. 143 ergänze *LexMa* II 495f.; S. 146 lies „Betoumas“; S. 147 ergänze zu „Bouzes“ wieder „Der Neue Pauly II 862“, im Folgenden wird dieser Mangel nicht mehr erwähnt; S. 150 lies „Sarbica“; S. 153 ist BRACHAMIOS hier falsch nach BRANCOVIC eingereicht, er gehört auf S. 147 vor BRANAS (der Alphabetfehler beruht auf der Übersetzung aus der griechischen Originalausgabe); S. 159 lies „Continuatus“; S. 162 lies Εκ της βυζαντινής επιστολογραφίας ... και αι; S. 163 lies „Kedrenos“ (wie XXVII), in der Bibliographie erscheint Bryennios zweimal, zuerst die Stellenzitate nach der veralteten Edition, dann die Einleitung der neuen, ähnlich S. 164; S. 164 Niketas Chonia-

tes nur nach Bekker, nicht nach van Dieten zitiert; S. 165 lies ESAU, hier bzw. später unter C(H)R.. vermisst man Cristoforo Buondelmonti, vgl. *PLP* 31049; S. 183: von Konstantin Chage gibt es auch Siegel, vgl. *BZ* 89 (1996) 137, nr. 416–418 (Korrektur), sicherlich dazu gehört der Araberfürst Chagos bei Niketas Eugenianos 5,287 etc., in der Bibliographie – sie ist durch identische Inhaltsangaben des Skylitzes-Textes unnötig aufgebläht – korrigiere „Scylitzae“ ... 429,4–17 und ergänze 398,95; S. 184–186 (CHALKOKONDYLES) ergänze *PLP* 30510–2; S. 186 lies „europäischen Der Russland-Exkurs“; S. 187 ergänze *PLP* 30516–20, im weiteren bleiben fehlende Hinweise auf das *PLP* in der Regel unerwähnt; S. 189 lies „Bizantina“; S. 191 „Numismatischen“; S. 195 überrascht CHING-CHING, er würde seinen Platz eher in einer Prosopographie Chinas verdienen; S. 198 ist die Angabe der alten Edition von Pitra (neben der neuen von Prinzing) unnötig; S. 200, Z.7 der Bibliographie ist „Akominatos (New York 1973)“ als typographische Dublette von Z.4 zu streichen; S. 201 lies „Erläuterungen“ sowie „(auctior)“; S. 204 lies „protopapas“, ab nun werden allzu simple Druckfehler nicht mehr notiert; S. 205 ist das Zitat von Martindale völlig falsch, es muß *PLRE* III A 303–6 lauten, zur sonst verwendeten Abkürzung vgl. XXIX; S. 206 ergänze: *PLRE* III A 306–308; S. 207 (CHOTZAS) ergänze Niketas Choniates 423,2–5 und lies παρακμή; S. 216 tilge die Ahrweiler-Dublette und lies „turques“; S. 218 (CHRYSOBERGES, NIKEPHOROS) ergänze S. KOTZABASSI, Ένας ανέκδοτος λόγος του Ν. Χρυσοβέργη στον Κ. Μεσοποταμίτη. *Hell* 42 (1991/92) 291–301; S. 225 fehlt hier Clemens of Ohrid; S. 225 vermisst man unter Klemens von Alexandria den Hinweis auf neuere Enzyklopädien wie TRE oder LTK (beide im Abkürzungsverzeichnis); S. 241–246 erstaunt etwas der Umfang des Artikels über Konstantin V., insbesondere im Vergleich mit Konstantin I. (233–236); S. 250 lies „insidiis“; S. 251 fehlt die (unvollständige) Edition des Zeremonienbuchs von Vogt; S. 256 lies „PLETHON ... HUNYADI ... SPHRANTZES“; S. 258 lies (erste Stelle) δημόδου, ergänze „byzantins inédits“; S. 260: es fehlt der Hinweis auf *PmbZ* 3927; S. 261 „Gouillard ...“ doppelt angeführt; S. 270 fehlen die neuen Editionen des Corippus von Vinchesi (Neapel 1983) und Verger (Sevilla 1985); S. 272 CORTAZZI wurde mit bibliographischem Hinweis (Thiriet) bereits auf S. 203f. unter CHORTATZES aufgeführt, dort wäre *PLP* 30898–909 zu ergänzen; S. 276 CUTSINA: so lat., gr. Κουτζίνας bei Prokop, Malalas (neue Edition von Thurn auf XXVII) und Theophanes, es fehlt außerdem der Hinweis auf *PLRE* III A 366–368 (ähnlich zuvor bei Carcasan auf 270); S. 281 finden sich gleich fünf Druckfehler, lies „luttes ... seinen ... ὁ ἐπίσκοπος ... Untersuchungen ... altchristlichen“ (die beiden letzten auch S. 282); S. 284 lies „vizantijskoj ... Erevan ... Armjane-Chalkidonty na vostochnych granicach ... Erevan“, vgl. Diabatenos *PLP* 5366–70; S. 298 wieder Schwierigkeiten bei der russischen Transskription, lies „reshenija ... prednamerennosti ... pochoda ... Vypusk“; S. 299 statt „Oesterreinbischer“ lies „Österreicher“; S. 302 lies „arhiepiskopa“ (zweimal); S. 303: die Seitenangabe LM III 549ff. zu Daniil ist falsch, sie bezieht sich auf Dante Alighieri; S. 321 vgl. *PLP* 6464 [Ζάρκος]; S. 323: statt „Greek Chronicle of Chronicle“ lies „Gr. Chr. of Morea“; S. 324 DELENOUZIAS, als ein Lusignan hier schwerlich auffindbar, vgl. *PLP* 15074; S. 325 DELIGIANNIS: hier begegnet eine chronologisch-genealogische Absurdität: Peter Litinos ca.

1460, dessen Sohn hieß Sophianos, dessen Sohn Johannes war 1680 ein Kirchengründer und dessen Sohn Kanellos wiederum hatte 1738 einen Sohn Johannes; S. 327 (zweimal und auch an anderen Stellen, die hier nicht angeführt werden) neue Ausgaben von Kekaumenos' Strategikon durch Spadaro (Alessandria 1998) bzw. Litavrin (²2003 Sankt-Peterburg); S. 330 korrektes Zitat: „G. Ficker, Erlasse des Patriarchen von Kpl. Alexios Studites“; S. 332: statt „1149–60“ lies „1449–60“; S. 339 lies „Skrifter utgivna av Kungl. Humanistiska Vetenskapssamfundet“ und statt „katataboullarios“ einfach „taboullarios“ (Fehler offensichtlich entstanden aus griechischem καὶ ταβουλλάριος); S. 341: statt „Tura Paryre“ lies „Tura Papyrus“; S. 343f.: auffällig ist die ausufernde – aber immerhin fehlerlose – Bibliographie zu Diktys von Kreta, für die G. Karla verantwortlich zeichnet; S. 346 DIODOROS fehlt das Quellenzitat aus Skylitzes und S. 347 DIOGENES das aus Theophanes (463,20; der Zusammenhang mit Digenes ist reine Phantasie) sowie *PmbZ* 1357; S. 349: „Mansi“ ist keine griech. Publikation; S. 351 fehlt die neue Edition SUCHLA-HEIL-RITTER, *Corpus Dionysiacum*, Berlin 1990–1991; S. 353: statt „I“ lies „ιεραῖς“; S. 353 sind alle veralteten Literaturangaben zu ersetzen durch: J.-L. FOURNET, *Hellénisme dans l'Égypte du VI^e siècle. La bibliothèque et l'oeuvre de Dioscore d'Aphrodité, I–II*. Le Caire 1999; S. 354 lies Katakryomene; S. 359 vgl. Δούκουμος Moravcsik II 120 usw.usw. Hier wollen wir abbrechen und uns die Anführung von Dutzenden weiteren Fehlern ersparen mit dem einzigen Hinweis auf einen Alphabetfehler, der wieder durch die Übertragung aus der griech. Urfassung zu erklären ist: S. 441 EUSTACE (zweimal) nach EUSTATHIOS S. 436–440.

Das Fazit der Rezension kann nur lauten, dass zwar der Text zumeist richtig kompiliert ist, jedoch – vor allem in der Bibliographie – durch Hunderte von Ungereimtheiten und Druckfehlern stark verunziert ist. Wollte der Rezensent, der die nicht leichten Aufgaben der Erstellung eines brauchbaren Nachschlagewerks aus jahrzehntelanger Erfahrung zur Genüge kennt, seinen Ärger unterdrücken, so müsste er letztlich erstaunt sein über die oberflächliche Unbekümmertheit, mit der es den Herausgebern gelungen ist, ihr Produkt über einen renommierten Verlag in die Welt der Wissenschaft hinauszuschicken.

Erich Trapp

Βίος Βασιλείου. Ἡ βιογραφία τοῦ αὐτοκράτορα Βασιλείου Α' τοῦ Μακεδόνοσ ἀπὸ τὸν ἐστεμμένο ἔγγονό του. Εἰσαγωγή – μετὰφραση – σχόλια, ed. Christina SIDERE (*Keimena Byzantines Istoriographias* 19). Athen: Kanaki 2010. 535 S., 7 Landkarten. ISBN 978-960-7420-99-2.

Von Anfang an, seit den frühen neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts, setzte sich die von Dimitris Tsougarakis geleitete Reihe *Keimena Byzantines Istoriographias* zum Ziel, die byzantinische Kultur einem breiteren Publikum nahe zu bringen; dies gilt auch für die vorliegende Veröffentlichung der *V(ita) B(asilii)*.

In ihrer Einleitung bietet Christina S(idere) eine kurze Biographie Konstantins VII. und gibt einen prägnanten Über-

blick über die schriftstellerische Produktion seines Umfeldes, zu dem auch Theoph(anes) Cont(inuatus) zu zählen ist¹. Diese gesamte Chronikengruppe wird knapp vorgestellt – hinsichtlich der ersten Editionen, des Inhalts und der Quellen, wobei das biographische Erzählschema unterstrichen wird. Detaillierter geht S. auf die handschriftliche Überlieferung und die Editionen der VB ein und diskutiert die Autorenfrage, konkret, ob eine Zuweisung an Konstantin VII. möglich ist, wie dies der Titel der VB behauptet und die Forschung in der Regel annimmt. Darauf folgt eine Strukturanalyse der VB gemäß den darin behandelten Themen, weiters ein philologischer Kommentar zur Sprache. Die Einleitung schließt mit einer allgemeinen Bewertung der VB und ihrer Position in der Historiographie des 10. Jahrhunderts.

Das Interesse rezenter Studien zur historischen Biographie zielt bezüglich der VB ab auf die Erforschung der literarischen Vorbilder und die Frage, ob sie – als im Grunde rhetorisches Werk – zu den historischen Schriften der Zeit gerechnet werden kann. Betont wird hierbei der enkomastische Charakter mit dem Hinweis auf die Einflüsse, die sie einerseits durch die Wiederbelebung des Klassizismus zur Zeit des Porphyrogenetos, andererseits durch hagiographische Schriften erfuhr. S. wertet die Ergebnisse der jüngsten Forschung zu diesen Fragen aus und stellt sie klar, leicht verständlich und methodisch konsequent dar.

Es folgen synoptischer Text (nach der Bonner Edition) und neugriechische Übersetzung der VB. S. vermeidet erfolgreich die zahlreichen Umschreibungen, die häufig bei Übersetzungen ins Neugriechische verwendet werden; dadurch wird sie dem Inhalt und dem Stil des byzantinischen Originals in übersichtlicher, ausgereifter und eleganter Weise gerecht.

An Text und Übersetzung schließt sich ein nach Kapiteln geordneter Kommentar, der auch Experten zufriedenzustellen vermag, aber nicht aus den Augen verliert, dass er sich an ein breiteres Publikum richtet. Auch hier sind die historischen, prosopographischen und realienkundlichen Ergebnisse der Forschung auf internationaler Literaturbasis verwertet, hinsichtlich strittiger Teilbereiche der handschriftlichen Überlieferung wird auf Verbesserungsvorschläge von Ihor Ševčenko² verwiesen. Die Verweise auf das *ODB* hätten zahlreicher sein können. Das Adjektiv μέγας sollte in Verbindung mit Personennamen stets groß geschrieben werden, etwa 339 Μέγας Κωνσταντίνος. Analoges gilt für die erforderliche Konsequenz bei der Schreibung von Ἅγιος (Ἁγ. Διομήδης c. 3 und 340 versus c. 9 und 348/351). Der Kommentar zur Zähmung des kaiserlichen Pferdes ist von c. 13 zu c. 15 zu verschieben, bezüglich Bathyrriax von c. 41 zu c. 42 und Ταξάτες von c. 63 zu c. 70. In der Übersetzung von c. 94 (305) ist bei „Kirche des Erzengels Michael“ die Ortsangabe Σωσθένιον ausgefallen (im Kommentar [463] wird der Ort behandelt).

Der Band schließt mit einer zusammenfassenden Bibliographie und zwei Registern, wobei das erste ein ευρετήριο βιβλιογραφίας (korrekter wäre ευρετήριο ονομάτων βιβλιο-

¹ S. bevorzugt, H. Hunger in der griechischen Übersetzung seiner Literaturgeschichte folgend, den Titel Συνέχεια του Θεοφάνη gegenüber Συνεχιστής του Θεοφάνη.

² I. ŠEVČENKO, *Storia Letteraria. La civiltà bizantina dal IX all'XI secolo. Aspetti e problemi (Università degli Studi di Bari. Centro di Studi Bizantini, Corsi di Studi II, 1977)*. Bari 1978, 89–127.

γραφίας) darstellt und das zweite die wichtigen Termini und Namen in der VB auflistet. Sowohl diese Register als auch die beigegebenen sieben Landkarten³ stellen nützliche Hilfsmittel für den Leser dar. Durch das im vorliegenden Band *in summa* Gebotene weckt S. große Erwartungen hinsichtlich weiterer, von ihr (in der Einleitung) angekündigter Untersuchungen zur VB.

Theodora Papadopoulou

³ Wie S. mitteilt, handelt es sich um Wiedergaben aus B. ΚΟΥΤΑΒΑ-ΔΕΛΕΒΟΡΙΑ, Ὁ Γεωγραφικὸς Κόσμος τοῦ Κωνσταντίνου Πορφυρογέννητου Β'. Ἡ εἰκόνα, οἱ ἄνθρωποι, οἱ τόποι καὶ ἡ χαρτογραφικὴ ἀποτύπωσή τους. Athen 1993, D. A. ΖΑΚΥΘΗΝΟΣ, Βυζαντινὴ Ἱστορία (324–1071). Athen 1972 und R. JANIN, Constantinople Byzantine. Développement urbain et répertoire topographique. Paris 1964.

